Kriegs- und Lagerbilder

aus dem

jetzigen schleswig-holsteinschen Kriege.

Von

Julius v. Wickede.

Inhalt:

I. Eine Sommerfahrt und ein Wintermarsch in Schleswig-Holstein.
II. Lager- und Gefechtsbilder vor den Düppeler Schanzen.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpping

Leipzig & Stuttgart.
Verlag von Otto Purfürst.
1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Sommerfahrt und Wintermarsch in Schleswig-Holstein.

Die Ostküste von Schleswig-Holstein ist ein gar schönes, von der gütigen Natur mit den verschiedensten Gaben fast überreich geschmücktes Land, und eine Fahrt in einem bequemen vorne zurückgeschlagenen Wagen, damit der Blick ungehindert umherschweifen kann, an einem klaren, warmen Frühlings- oder Herbsttag durch dessen verschiedene Landschaften vermag selbst einem verwöhnten Touristen mannigfache Genüsse zu bereiten. Eine Reihe zwar nicht großartiger, aber überaus lieblicher Bilder wechselt fast ununterbrochen mit einander ab, wenn man auf dem Wege von Kiel über Eckernförde, Arnis durch Angeln nach der Stadt Flensburg fährt. Schon die Stadt Kiel selbst, dieser geistige Hauptsitz der ganzen schleswig-holsteinischen Bewegung, kann durch ihre Lage an dem Meerbusen den Reisenden

so fesseln, daß er nur mit Bedauern aus ihr wird scheiden. Zwar das Innere bietet wenig Anziehendes und die ziemlich engen, krummen, mit gerade nicht sonderlich architektonisch schönen Häusern besetzten Straßen und häßlichen Marktplätze wird man gerne verlassen, aber desto reizender ist die nahe und theilweise auch ferne Umgebung. Eine Wanderung durch die prachtvolle Allee nach dem bekannten Badeort Düsternbroock gehört in der That zu den anziehendsten Spaziergängen, die man in ganz Norddeutschland nur machen kann. Und wenn nun der von kräftigen Rossen leicht gezogene Wagen aus dem Kieler Thore fort auf der im Sommer vortrefflichen Straße schnell dahin rollt, welche Menge von wohlthuenden Eindrücken vermag der aufmerksame Reisende dann in sich aufzunehmen. Von seltener Fruchtbarkeit ist ohnehin schon der Boden und eine sorgfältige, rationelle Bebauung steigert noch dessen Ertrag. Es sind hier nicht die in fast unübersehbarer Ausdehnung sich hinziehenden Weizen- oder Roggenfelder, welche bei aller ihrer Ueppigkeit doch leicht das Auge ermüden können, wie man sie in manchen fruchtbaren Gegenden Norddeutschlands oft Meilen weit findet, sondern Alles ist mannigfaltiger, buntartiger, der ganzen Landschaft fast wie von selbst mehr ein parkartiges Aussehen verleihend. Jetzt kommt man durch ein sorgfältig gehaltenes Gehölz mit Buchen von einem so prachtvollen Wuchs, wie man sie außer an der dänischen und deutschen Ostseeküste in der Art sonst nirgends in der Welt

mehr finden wird. Wirklich so ein gutbestandener, deutscher Buchenwald, besonders im Frühling, wenn das zarte, goldgrüne, im hellen Sonnenschein mit einem glänzenden Schimmer überzogene frische Laub die breiten Kronen der mächtigen weißen Stämme bedeckt, gewährt einen Anblick, bei dem man die Orangenwälder Siciliens, oder die Palmenhaine der afrikanischen und asiatischen Küsten des Mittelmeeres leicht vergessen kann. Von einer hohen weißblühenden Hecke, in Schleswig-Holstein „Knick" genannt, nach allen Seiten wie ein Gartenbeet eingefaßt, stößt an das Buchengehölz eine große Graskoppel zur Viehweide bestimmt. Welche Ueppigkeit des Wuchses, welche tiefgesättigte grüne Farbe zeigen die Gräser, die hier den Boden wie mit einem dichten Sammtteppich bedecken. Man begreift es, daß eine solche Nahrung für die Kühe der schleswig-holsteinischen Maibutter einen Weltruf weit über Deutschlands Grenzen hinaus verschaffen mußte. Und welche Heerde von Kühen weidet in behaglicher Ruhe in dieser Graskoppel. Oft an 150—200 Häupter jeder Gattung zählt allein die Kuhheerde eines einzigen großen schleswig-holsteinischen Rittergutes. Fast alle Thiere sind Prachtexemplare ihrer Art, die sich mit ihrem regelmäßigen Körperbaue und ihrer Größe auf jeder Thierschau würdig zeigen könnten. In langsamem Schritt, die schweren Trachten mit den großen, gewöhnlich hellgrün angestrichenen, und mit glänzend geputzten, schimmernden breiten Messingbändern beschlagenen Milch-

eimern auf den kräftigen Schultern, schreiten oft 14—16 Meiereimädchen, eine hinter der anderen, auf dem schmalen Fußweg durch die Koppeln, um die schon wartende Heerde ihres Milchreichthumes zu entledigen. Die untere, sowohl männliche wie weibliche ländliche Bevölkerung in Schleswig-Holstein zeichnet sich gewöhnlich durch einen kräftigen Wuchs und frisches blühendes Aussehen sehr vortheilhaft aus und zeigt schon äußerlich wie gesund und reichlich die Nahrungsmittel sind, die sie täglich in Hülle und Fülle verzehren. So sind denn unter diesen Milchmädchen wirklich manche sehr hübsche frische Gestalten mit runden rothen Backen, blauen Augen und reichen blonden Haaren, die sich freilich in elegantem Damenputz und einem modernen Salon nur schlecht ausnehmen würden, hier aber in ihrer reinlichen, ländlichen, recht vortheilhaften Tracht eine befriedigende Erscheinung und eine treffliche Staffage in dem ganzen ländlichen Gemälde, was sie rings umgibt, bilden. So eine schleswig-holsteinische gutgehaltene Kuhheerde in einer schönen Graskoppel, die eben zusammengetrieben wird, um von den Meiereimädchen gemolken zu werden, gewährt in der That ein so idyllisches Bild, daß man gerne den Kutscher seine Rosse einen Augenblick anhalten läßt, um es mit Muße in allen seinen Einzelheiten genauer betrachten zu können. Kaum haben die Pferde in raschem Trab, um die versäumte Zeit wieder einzuholen, eine kleine Strecke zurückgelegt, so wird man plötzlich durch den Anblick hoher

Schiffsmasten, und kommt man näher, auch ganz stattlicher Kauffahrteischiffe überrascht. Seeschiffe mitten in einem Lande, in der Nähe auf beiden Seiten von Kornfeldern, Buchenwäldern und Kuhheerden umgeben, zu sehen, muß in der That auf jeden Fremden einen eigenthümlichen Eindruck machen. Ein breiter, regelmäßiger Kanal ist es, auf dem diese Schiffe in einer langen Reihe hier liegen, um so eben eine weite, kunstvoll gemauerte Schleuse passiren zu können, der unter dem Namen der „Kieler Kanal“ die bekannte Verbindung der Nord- und Ostsee und zugleich auch die Grenze zwischen den beiden stammverwandten Herzogthümern Schleswig und Holstein bildet. Es sind in der Regel breitbordige, zwar schwerfällige, aber dafür auch desto sicherere, äußerst reinlich gehaltene und mit allen möglichen Farben verschwenderisch angemalte holländische Kuffs und Gallioten oder auch scharfsegelnde, sehr einfach, ja fast ärmlich aussehende dänische, schwedische und norwegische Schaluppen, Schooner und andere derartige kleinere Fahrzeuge, welche diesen Kanal benützen, da große und tiefgehende Schiffe, wie Barken und Briggs, die Schleusen nicht passiren können. Die breitgesichtigen, plumpen, holländischen Matrosen in ihren rothen Frieshemden und die hohen, schlanken Norweger mit ihren lang herunterhängenden, struppigen, hellblonden Haaren, in dürftiger über und über mit Theer bespritzter Kleidung klettern in den Masten umher oder treiben sich am Kanalufer herum, um die Reihe zu erwarten,

wenn ihr Schiff durch die Schleuse schießt, oft dabei den Milchmädchen wohl etwas derbe Seemannsspäße in glücklicher Weise denselben meist unverständlicher Seemannssprache zurufend.

Hat man den Kanal auf einer zum Auf- und Niederziehen eingerichteten Schleusenbrücke passirt, so wird der Blick durch ein stattliches, in wirklich großartigem Geschmack und mit dem verschwenderischen Luxus früherer Jahrhunderte erbautes Schloß, das von einem herrlichen Park mit prachtvollen Bäumen von uraltem Wuchs umgeben ist, gefesselt. Es ist Knoop, das berühmte Schloß des Grafen Baudissin, eines in Schleswig-Holstein viel angesessenen alten Grafengeschlechtes, dessen Mitglieder sich stets durch ihr patriotisches Benehmen sehr rühmlich ausgezeichnet haben. Ein Graf Baudissin erwarb sich als Generalmajor in der schleswig-holsteinischen Armee von 1848—1850 einen sehr ehrenvollen Namen und vergoß auf zwei Schlachtfeldern sein Blut, um das geliebte Vaterland von der dänischen Tyrannei zu befreien. Auch andere schöne Rittergüter mit stattlichen Herrschaftshäusern und großen, weitläufigen Wirthschaftsgebäuden, welche von der Bedeutung des Gutes schon durch ihre Ausdehnung ein unzweifelhaftes Zeugniß abgeben, sieht der Reisende wiederholt rechts und links seitwärts des Weges in näherer oder weiterer Entfernung liegen. So ein großes schleswig-holsteinisches Landgut ist von einem Umfange und besitzt einen Werth, daß man in den stärker bevölkerten

Gegenden des mittleren und südlichen Deutschlands schon ein halbes Dutzend Rittergüter daraus zuschneiden könnte. Eine zwar etwas steife, aber doch der Abwechslung wegen in der ganzen grünenden und blühenden Landschaft nicht ganz ungefällig aussehende Allee von hohen italienischen Pappeln führt häufig auf den Gutshof. Aeußerst reinlich und sorgfältig gehaltene Kornscheuern und Viehställe, an deren Wänden und Dächern gewiß nicht die mindeste Spur einer Vernachlässigung zu entdecken ist, umschließen gewöhnlich den Hof auf beiden Seiten und bilden ein längliches Oblongum, dessen letzte schmale Seite, dem Hofthor gegenüber, dann von dem Wohnhause, hinter welchem sich der herrschaftliche Garten erstreckt, geschlossen wird. Es gibt manche Landgüter hier, auf denen an 200—300 Kühe, 30—50 Pferde jeden Alters und Hunderte von Schweinen gehalten werden, und man kann sich daher denken, daß der Gutshof sehr räumlich ist und die verschiedenen Ställe weit ausgedehnt sein müssen. Aber nicht allein die Wirthschaftsgebäude des Hofes, sondern auch die kleinen Wohnungen der Tagelöhner oder „Insten" in dem zum Gute gehörenden Dorfe sehen reinlich und ordentlich gehalten aus. Zwar sind die Dächer gewöhnlich nur mit Rohr oder Stroh gedeckt und die Fenster der niederen Häuser nur klein, aber Armuth und Verfall wird man fast nirgends erblicken, wie denn auch fast jegliches Häuslein von einigen Obstbäumen und einem kleinen Gemüse- und Kartoffelgarten umgeben

daliegt. Auf einem irgendwie guten schleswig-holsteinischen Rittergute an der Ostküste, dessen Bewohner auf Ehre hält und nicht von seinen Standesgenossen verachtet werden will, wird auch der geringste Tagelöhner, sobald er fleißig und ordentlich ist, sein gehöriges Auskommen und eine Milchkuh im Gutsstall wie ein Mastschwein im Koben haben. Zerlumpt oder gar verhungert aussehende Gestalten wird man in ganz Schleswig-Holstein wohl niemals finden, und nur in einigen Dörfern auf dem unfruchtbaren Heiderücken, welcher die Mitte des Landes der Länge nach von Süden bis Norden durchzieht, herrscht ein nur mäßiger Wohlstand, obgleich eine eigentlich bittere Armuth auch hier nicht sichtbar wird.

Mit diesen großen Rittergütern, deren Werth oft zu 3—400,000 Thalern geschätzt wird, wechseln häufig behäbige Bauerndörfer ab, die fast stets von einem dichten Kranz grüner Obstbäume umgeben sind. Besonders in der reichen, fruchtbaren Landschaft Angeln, von der Schlei bis nach Flensburg, sind diese Bauerndörfer vorherrschend. So ein Angler Bauer, wenn er auch vielleicht nicht ganz so reich ist, als sein Standesgenosse in der fruchtbaren Wilster Eider und Dithmarsischen Marsch an der Westküste des Landes, ist in materieller Hinsicht gewöhnlich ein beneidenswerther Mensch. Er besitzt ein zwar nicht glänzendes, aber doch sehr behäbiges Wohnhaus, gute Scheunen und Ställe und ein geschlossenes, wohlarrondirtes Bauerngut, auf dem er an 20—40

ihrer trefflichen Race wegen weit berühmte Milchkühe und an 4—6 gute Ackerpferde hält. Hier in Angeln machte sich bisher die dänische Gewaltherrschaft mit am Fühlbarsten und besonders müssen die Bauern am Meisten durch die gewaltsame Danisirung in Kirche und Schule leiden.

Was dieser im Frühling und Sommer so üppig grünenden und blühenden Ostküste von Schleswig-Holstein einen besonderen Hauptreiz mit verleiht, sind die vielen klaren Landseeen und die noch ungleich schöneren, oft tief in das Land einschneidenden Meerbusen, welche man hier findet. Man nannte das Wasser wohl schon das Auge der Landschaft, und hat in dieser Bezeichnung gewissermaßen Recht, denn selbst die schönste, von der Natur noch so reich sonst ausgestattete Gegend kann auf die Länge leicht etwas Monotones und Einförmiges erhalten, sobald ihr gänzlich der Schmuck des Wassers fehlt. Hier auf einer Fahrt längs der schleswig-holsteinischen Ostküste hat der Reisende dies nicht zu befürchten. Wie eine blitzende Perle auf grünem Sammtgrunde sieht man sehr häufig den Spiegel eines größeren oder kleineren Landseees, oft von grünen Buchenwäldern beschattet, hervorblitzen. Und wie prächtig funkeln und glänzen diese Meeresbusen mit ihrem klaren Wasser, wenn die Strahlen der Sonne sie hell vergolden. Wirklich man glaubt bei besonders günstiger Morgenbeleuchtung oft einen breiten Strom geschmolzenes Silber zu sehen, so blitzt das reine, durchsichtige Wasser.

Ungemein reizend liegt das Städtchen Eckernförde an einem besonders schönen Meeresbusen und bietet auch sonst dem Reisenden, der am Morgen von Kiel fortgefahren ist, eine sehr angenehme Mittagsstation, zumal man hier auch erträglich gute Wirthshäuser findet, was in den kleineren Städten und gar in den größeren Dörfern, wenn sie sonst noch so wohlhabend sind, selten der Fall ist. So materiell gut man auch in den meisten Privatfamilien aller Stände hier lebt und so viel der Schleswig-Holsteiner in der Regel auf kräftiges und reichliches Essen und Trinken gibt, so lassen, außer in den größeren Städten, die Wirthshäuser noch ziemlich viel zu wünschen übrig und gewähren bei sehr theuren Preisen nur mäßige Bequemlichkeiten und besonders schlechte Getränke, und halten in keiner Weise den Vergleich mit den besseren Dorfwirthshäusern am Rhein, in Baden, Württemberg, Oberbayern und gar der Schweiz aus. Eine gleiche Erscheinung wird man übrigens auch in Ostpreußen, Pommern, Mecklenburg und der hannoverischen und oldenburgischen Nordseeküste finden. In den Privathäusern aller dieser Gegenden lebt man in der Regel sehr gut und reichlich, während die meisten Wirthshäuser der kleineren Städte und nun gar der Dörfer nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen können. Die verhältnißmäßig überaus geringe Zahl von Vergnügungsreisenden, welche diese Länder besuchen, die dort ziemlich verbreitete Sitte, lieber in den Privathäusern und Familienkreisen oder sonst in geschlossenen

Gesellschaften als in den Wirthshäusern Erholung zu suchen und die große, allgemein herrschende Gastfreundschaft, die man hier findet, bewirken, daß alle Gasthöfe nur spärlich besucht zu sein pflegen und daher häufig entweder nur sehr schlecht oder auch sehr theuer sein können. Dieser Mangel guter Gasthäuser ist auch für den Fremden, der keine Privatbekanntschaften hat, eine Unannehmlichkeit bei einer Reise in Schleswig-Holstein. Wer Bekannte und besonders gar in den Gutsbesitzersfamilien hier besitzt oder nur einige Empfehlungsbriefe mitbringt, wird diesen Uebelstand freilich kaum empfinden, denn die Gastfreundschaft ist sehr groß und durch alle Stände weit verbreitet. Die Bekanntschaft einer einzigen angesehenen Familie genügt oft, um eine lange Kette angenehmer Einladungen, die mitunter durch beide Herzogthümer reicht, zu empfangen und überall mit der größten Herzlichkeit aufgenommen zu werden.

Außer seiner wirklich reizenden Lage an dem breiten, auf beiden Seiten mit üppig fruchtbaren oder schön bewaldeten Küsten umsäumten Meeresbusen gewährt das hübsche Städtchen Eckernförde auch wegen der Erinnerung an den glänzenden Sieg der deutschen Waffen über die dänischen Kriegsschiffe im April 1849 wohlbegründetes Interesse, und so leicht wird kein Deutscher es versäumen, die Stelle auf der die eine oder andere der beiden damals thätigen Strandbatterien angelegt war, zu besuchen. Acht, theilweise gar nicht besonders gut schießende Kanonen der beiden Strandbatterien, und

vier leichte Feldgeschütze einer nassauischen Batterie unterhielten am 5. April von Morgens um sieben bis Abends um sechs Uhr, mit Unterbrechung eines zweistündigen Waffenstillstandes, ein ununterbrochenes heftiges Feuer gegen das dänische Linienschiff Christian VIII. mit 84 Kanonen, die Fregatte Gefion mit 48, und die Dampfschiffe Geyser und Hekla mit zusammen 16, insgesammt also mit 148 Geschützen schwersten Kalibers armirt. Schon allein diese heldenmüthige Ausdauer der schleswig-holsteinischen Kanoniere in den nord- und südwärts auf beiden Seiten des Meerbusens liegenden Strandbatterien, denen die Hauptlast dieses Kampfes zufiel, hätte gerechten Anspruch auf die höchste Anerkennung, wenn auch weiter dadurch gar keine Erfolge erzielt worden wären. Aber welch glänzender Sieg krönte dies Gefecht! Die beiden Dampfschiffe wurden so zerschossen, daß sie die Flucht ergreifen mußten, Christian VIII. gerieth in Feuer und flog zuletzt mit noch 120 Mann an Bord in die Luft, wobei auch leider der heldenmüthige Kommandant der Südbatterie, der schleswig-holsteinische Oberfeuerwerker Preußer, den Heldentod fand, und die Fregatte Gefion strich ihre stolze Flagge, ward später die Zierde der weiland deutschen Reichsflotte und leistet noch jetzt in der jungen preußischen Marine gute Dienste. Ein so glänzender Sieg wird in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten nur äußerst selten gefunden werden. Zwar wurden die schleswig-holsteinischen und später auch die nassauischen Kanoniere in diesem Gefecht

von einem ganz außerordentlichen Glück begünstigt, allein ihre hiebei vollbrachten Thaten sind doch so ruhmvoll, daß sie verdienen in der Erinnerung jedes Deutschen, der ein warmes Gefühl für die Ehre seines Vaterlandes besitzt, für immer fortzuleben. Die schleswig-holsteinischen Officiere, welche die zwei Batterien befehligten, waren Hauptmann Jungmann und Oberfeuerwerker Preußer. Beide nun schon todt, die nassauischen Officiere hießen Hauptmann Müller und Oberlieutenant Werren.

Wir erinnern uns noch jetzt recht lebhaft des gewaltigen Eindruckes, den der ganze Schauplatz des Gefechtes auf uns machte, als wir am andern Morgen nach dessen Beendigung in Eckernförde eintrafen. Die Südbatterie, welche wir zuerst besuchten, sah furchtbar zerschossen aus und überall konnte man die entsetzlichen Verheerungen sehen, welche die schweren dänischen Geschoße aller Art in ihr angerichtet hatten. Besonders auch die Rasenböschung der Batterie und das Feld rings um sie her sahen aus, als hätte eine unsichere Hand hier einen Pflug geführt, so lange und tiefe Furchen hatten die dänischen Kugeln darein gerissen. In der Batterie selbst, deren Boden von den Bomben so tief aufgewühlt war, daß man leicht fallen konnte, war der Ofen, in dem die glühenden Kugeln, welche man häufig schoß, erhitzt wurden, zusammengeschossen, die Lafetten der Geschütze zersplittert und Alles mit Bombensplittern und Granatstücken bedeckt. Von dem gewaltigen Pulver-

rauch des gestrigen Gefechtes sahen die Gesichter der schleswig-holsteinischen Artilleristen, welche hier thätig gewesen waren, noch geschwärzt aus, ihre Stimmen klangen von dem vielen eingeathmeten Dampf rauh und heiser, Vielen waren die Augen von der Hitze roth unterlaufen oder entzündet, die Uniformen zerrissen, beschmutzt und von dem Blut kleiner Wunden geröthet. Kurz man sah es den wackeren Männern an, wie heiß die gefährliche Feuerarbeit gewesen sein mußte, welche sie am gestrigen Tage mit so unübertrefflicher Ausdauer, Kraft und Tapferkeit verrichtet hatten. Und wie ruhig und gelassen waren jetzt diese großen, kräftigen Soldaten, wie glaubten sie kaum etwas Außerordentliches gethan zu haben, lehnten die vielen ihnen von allen Seiten ertheilten Lobsprüche sehr bescheiden ab, und beantworteten nur kurz, ja manchmal ersichtlich ungern, die vielen neugierigen Fragen, welche die aus Kiel und der näheren Umgegend von Eckernförde schnell in Masse herbeigeströmten Besucher jedes Standes, Alters und Geschlechtes an sie richteten. Sehr vieles unnützes Sprechen gehört nun einmal nicht zu den Lieblingsgewohnheiten der Schleswig-Holsteiner unterer Stände, von Phrasen zu machen wie anzuhören, sind sie nicht sonderliche Freunde, leere Schmeicheleien haben bei ihnen gar keinen Werth und sie huldigen mitunter ziemlich stark der Ansicht, daß der Schöpfer den Mund mehr zum Essen als um viele Worte damit zu machen, geschaffen habe. Es war wirklich mitunter höchst komisch anzu-

hören, wie einsylbig manche Kanoniere die an sie gerichteten Fragen, in denen besonders das schöne Geschlecht sich sehr auszeichnete, beantworteten.

Wahrhaft aufrichtig und rührend war übrigens die Trauer, mit welcher die Kanoniere der Süderschanze den Tod ihres wackeren Kommandanten, des kaum 22jährigen jungen Oberfeuerwerkers Preußer, der am gestrigen Abend mit dem Christian VIII. in die Luft geflogen war, als er die Rettung der gefangenen Dänen aus dem brennenden Schiffe beeilen wollte, betrauerten. Meine ganze Hand wollte ich gerne darum missen, wenn unser Oberfeuerwerker nur am Leben geblieben wäre, so sagte ein Kanonier, dem ein Holzsplitter von einer zerschossenen Lafette einen Finger der linken Hand abgerissen hatte. Aehnliche Aeußerungen, die so recht aus vollem Herzen kamen, konnte man noch häufig von anderen Soldaten vernehmen.

Zeigte die hart mitgenommene Süderschanze noch den Anblick des blutigen Kampfes und der verheerenden Verwüstung, so konnte man sich unsern davon am Strande an dem Anblick der stolzen Siegestrophäen erfreuen. Zahllose Gegenstände aller Art, vom zerborstenen großen Mahagonitische aus der Kapitänskajüte bis zum zerrissenen, pulvergeschwärzten, rothen Matrosenhemde, vom kostbaren Marinefernrohr oder dem argbeschädigten Chronometer bis zum Holzlöffel des Schiffsjungen, hatte das Meer hier an das Land gespült. Zu ganzen Haufen lagen alle diese Gegenstände, groß und

klein, werthvoll wie gering, größtentheils jedoch sämmtlich verdorben und arg vom Feuer mitgenommen, in der buntesten Unordnung hier aufgeschichtet. Habgierde, häufiger auch wohl Neugierde, hatte schon manche werthvollere Stücke mitgenommen und um derartigem Unfug vorzubeugen, war ein Wachtposten von dem Bataillon Reußen, welches jetzt in Eckernförde die Besatzung bildete, hier aufgestellt. Eine seltsame Ironie des Zufalls, daß gerade ein Soldat der Fürstenthümer Reuß, des kleinsten Kontingentes, welches unsere so buntscheckige Bundesarmee nur besitzt, hier die Trümmer des großen dänischen Linienschiffes, des Stolzes der Kopenhagener, bewachen mußte. Ungefähr 300 Schritte vom Ufer entfernt, ragte aus den Wellen das Wrack des Schiffes hervor, aus dessen Innerem noch eine dunkle Rauchwolke in den klaren, blauen Frühlingshimmel, der sich über dem Meeresbusen wölbte, hinaufkräuselte. Von der dämonischen Kraft des Pulvers auseinandergerissen, vom Rauch geschwärzt, und fast bis zum Wasserspiegel niedergebrannt, zeigte dies Wrack in seiner bedeutenden Länge und Breite trotz dem noch recht sichtbar, welch gewaltiges Gebäude Christian VIII., der Stolz der Kopenhagener Schiffswerfte, einst gewesen sein mußte. Das mächtige Bugspriet des Schiffes, mit dem über acht Fuß hohen stark vergoldeten Brustbild des Königs Christian VIII. verziert, ist noch jetzt zur bleibenden Erinnerung dieses denkwürdigen Sieges, in einem besonderen Gemach der reichen Waffensammlung der schönen

alten Veste Coburg aufgestellt. Eben daselbst wird auch die über 20 Ellen lange Hauptflagge des Schiffes mit dem Danebrogskreuz, welche durch Zufall bei der Explosion an das Land geschleudert und dort ganz unbeschädigt gefunden wurde, aufbewahrt. Der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, der 1849 die Division der zur Küstenbewachung von Kiel bis Flensburg aufgestellten deutschen Bundestruppen befehligte, war auch ein Augenzeuge dieses Eckernförder Gefechtes und nahm die Degen der sich gefangen gebenden dänischen Seeofficiere entgegen. Ein eigenthümliches Schicksal hatten die 84 sehr schweren Geschütze des Linienschiffes. Sie wurden nach der Explosion mit vieler Mühe wieder aus dem Meeresbusen heraufgewunden und zur Armirung der Festung Rendsburg und einiger schleswig-holsteinischen Strandbatterien verwandt. Als im Frühling 1851 die unnennbar klägliche damalige Politik Preußens und Oesterreichs den gesammten trefflichen Waffen- und Munitionsvorrath der gewaltsam aufgelösten schleswig-holsteinischen Armee gänzlich an Dänemark wieder überlieferte, hatten auch diese Kanonen ein gleiches Schicksal und wurden nun großentheils zur Armirung der Werke des Dannewirks, dieser angeblichen Zwingburg Schleswig-Holsteins, benutzt. Hier eroberten sich im Februar 1864 die Preußen und Oesterreicher diese selben Kanonen wieder und haben nun manche von ihnen nach Wien und Berlin gesandt, um als Siegestrophäen in den dortigen Zeughäusern aufgestellt zu werden.

Ziemlich weit von dem Wrack des Christian VIII. entfernt, und mehr in der Nähe der Stadt, lag die schöne, schlanke Fregatte Gefion, welche die Flagge gestrichen hatte, vor Anker, und es war nach der Besichtigung der Süderschanze an jenem Morgen mit unser erstes Geschäft, uns an deren Bord zu begeben. Auch hier konnte man die Spuren des heftigen Gefechtes am gestrigen Tage noch sehr deutlich erkennen. Das Takelwerk und die Maste und Raaen der Fregatte, die sich sonst auf jedem Kriegsschiff in der musterhaftesten Ordnung befinden, sahen zerrissen, zerfetzt und hart mitgenommen aus. Auch von der Schanzverkleidung hingen fußlange Splitter herab, während man am Schiffsspiegel oft die Eindrücke der kleineren Kugeln der nassauischen Feldgeschütze bemerkte, hatten diese Kugeln gerade zufällig eine dritte Balkenlage getroffen, so war ihre Macht nicht hinreichend gewesen, um durchzuschlagen, sondern sie hatten nur einen einige Zoll tiefen Eindruck gemacht und waren dann wieder abgeprallt und in das Meer zurückgefallen. Am Bord der Fregatte selbst war es noch grausig. Geronnenes Blut und verspritztes Gehirn klebte vielfach an den Fußböden, Decken und Balken, und zerfetzte Gliedmaßen von Menschen lagen überall umher. Besonders in den engen Zwischendecken, in denen die mächtigen Geschütze in zwei Reihen standen, war es noch so voll Blut und verspritztes Gehirn, daß man sich selbst bei der größten Sorgfalt die Kleider damit beschmutzte und der dicke Pulverqualm, der den niederen

Raum dort erfüllte, erschwerte fast das Athmen. Furchtbar hatte der Kampf gerade hier gewüthet und an 80 Seeleute waren allein in diesen Zwischendecken getödtet oder verwundet worden. Eine einzige nassauische Kugel, welche durch ein Fenster des Spiegels schlug und nun mit ungehemmter Gewalt durch die ganze Länge der Fregatte sauste, soll allein an zwanzig dänische Matrosen zu Boden geschlagen haben. Wen nicht die Pflicht dazu zwang, der hielt sich auch jetzt nicht lange in diesen Zwischendecken auf, sondern begab sich baldigst wieder auf das obere Verdeck zurück, wo ihn wenigstens ein heller Sonnenschein erfreute. Ein Trupp von Matrosen der neu gegründeten schleswig-holsteinischen kleinen Marine war so eben unter des Kapitän Donner Befehl von Kiel herübergekommen um die Gefion vorläufig zu besetzen. Hübsche, kräftige Burschen, die in ihren kurzen blauen Jacken ein echt seemännisches Aussehen hatten, waren es, und sie zeigten so recht, welche treffliche Seeleute die lang ausgedehnten deutschen Ost- und Nordseeküsten zur Bemannung einer stattlichen deutschen Kriegsflotte besitzen, wenn wir mit deren Gründung nur erst einen kräftigen Anfang gemacht haben würden. Jetzt waren diese schleswig-holsteinischen Seeleute voll der ausgelassensten Freude über diese Niederlage, welche ihre Landsleute den ihnen so tief verhaßten Dänen beigebracht hatten. In lautem Jubel rannten sie auf dem noch blutigen Verdeck der eroberten Fregatte umher und der frohe Gesang, mit dem sie eine schnell herbeigeholte

schleswig-holsteinische Flagge statt des herabgenommenen überstolzen Danebrogs aufhißten, klang weit in die klare Morgenluft hinein. Nachdem die Fregatte erst einigermaßen von den Spuren des gestrigen Gefechtes gereinigt ward, mußte es mit das erste Geschäft sein, sie möglichst dicht an Eckernförde heranzuziehen und dort fest vor Anker zu legen. Man konnte nämlich mit Recht befürchten, daß die Dänen wüthend über die erlittene Niederlage, die nächste günstige Gelegenheit benutzen würden, um mit verstärkter Macht auf's Neue in den Eckernförder Meerbusen einzudringen um die Gefion wieder zu erobern und fortzuführen, oder wenn ihnen dies nicht gelingen sollte, wenigstens zu verbrennen. Die Dänen mochten jedoch wahrscheinlich die erste starke Lection zu hart empfunden haben, denn obgleich später noch wiederholt mehrere Kriegsschiffe vor dem Meeresbusen kreuzten, so wagten sie sich doch nicht wieder hinein zum großen Verdruß der Kanoniere der Strandbatterien, welche gar zu gerne noch ein zweites derartiges Gefecht geliefert hätten.

In dem Städtchen selbst, in dem einige Häuser und Dächer noch die verderblichen Spuren einzelner dänischer Vollkugeln zeigten, die mehr zufällig als gerade absichtlich hinein geflogen waren, herrschte an dem Morgen nach dem Gefecht ein ungemein bewegtes Leben und Treiben. Ueberall standen die Bewohner Alt und Jung, Mann und Weib vor ihren Hausthüren und auf den Straßen und Plätzen umher und erzählten in

so lebendiger Weise, wie solche den Schleswig-Holsteinern sonst nicht eigen zu sein pflegt, die verschiedenen Vorfälle des gestrigen Tages, von denen sie Augenzeuge gewesen waren. In ganzen Schaaren strömten die Landleute der benachbarten Dörfer herbei und viele Wägen brachten schon neugierige Kieler und Schleswiger, welche alle sich den Schauplatz dieses außerordentlichen Kampfes ansehen wollten. In allen Wirthshäusern und Schenkstuben war eine solche Ueberfüllung von Gästen, daß man nur mit Mühe Speise und Trank oder gar ein Unterkommen finden konnte, und es war ein so lebendiges und lautes Durcheinandersprechen und Rufen, vermischt mit dem Klingen der Gläser, bei den zahllosen Toasten, die auf den ruhmvollen Sieg ausgebracht waren, daß man fast hätte glauben können, in dem lärmenden Neapel und nicht in einem sonst so ruhigen schleswig-holsteinischen Landstädtchen sich zu befinden. Es war in der That als hätte diese außerordentliche Begebenheit den ganzen Charakter der Schleswig-Holsteiner total verändert, eine so große und sich äußerlich auch sehr lebendig zeigende Freude besaßen in den ersten Tagen nach dem Siege alle Bewohner der Herzogthümer.

In der Kirche lagerten noch die 6—700 gefangenen Matrosen der Gefion und Christian VIII., um nach Rendsburg transportirt zu werden. Der größte Theil von ihnen bestand aus tüchtigen, befahrenen Seeleuten, doch befanden sich auch manche Schuster, Schneider und

Bauernknechte darunter, die man aus Mangel an anderer geeigneter Mannschaft zwangsweise zum Flottendienst genommen hatte. Viele dieser Gefangenen sahen vom gestrigen Gefecht, bei dem sie, wie nicht zu läugnen, mit standhaftem Muthe gekämpft und die Flaggen nicht früher gestrichen hatten, als bis die äußerste Noth sie dazu zwang, noch hart mitgenommen aus. Ihre Gesichter waren vom Pulverdampf fast wie die Mohren geschwärzt, die Augen stark geröthet, Köpfe und Arme der empfangenen Wunden wegen mit schmutzigen Tüchern verbunden, aus denen oft das Blut in dicken, dunklen Tropfen hervorsickerte, so purpurrothe Arabesken auf dem schwarzen Grund ihrer Backen zeichnend. Ein finsterer Trotz, ja bei vielen sogar ein wüthender, nur mühsam verbissener Grimm, leuchtete aus den Gesichtern dieser Gefangenen. Besonders die Officiere, wohl 20 an der Zahl, schienen sich in ihr Schicksal jetzt durch die so bitter von ihnen gehaßten und so oft verächtlich behandelten Schleswig-Holsteiner gefangen genommen zu sein, noch gar nicht finden zu können. Einen härteren Schlag, als an diesem Tage bei Eckernförde, hat der dänische, so übergroße Hochmuth wohl niemals erlitten. Diese gefangenen Dänen, sowohl Officiere wie Matrosen und Seesoldaten, wurden übrigens durch die Gutmüthigkeit der Schleswig-Holsteiner auf das Beste verpflegt und gewiß in keiner Hinsicht beleidigt.

Solches waren die uns stets unvergeßlich bleibenden Eindrücke, welche wir am 6. April 1849 am Mor-

gen nach diesem erfochtenen glänzenden Siege in Eckernförde empfingen. Wird nun zwar so leicht kein Reisender, der diesen freundlichen Ort, welcher sich auch stets durch die beste deutsche Gesinnung seiner wackeren Bewohner, die deshalb viel von der dänischen Tyrannei zu leiden hatten, auszeichnete, besucht, auf solche Weise begünstigt als wir es damals waren, so kann er doch immerhin bei schönem Wetter einige angenehme Stunden daselbst zubringen.

Auch die Fahrt nordwärts von Eckernförde über Arnis durch Angeln bietet, gleich der von Kiel, eine reiche Abwechslung sehr hübscher landschaftlicher Bilder dar. Die Schlei, ein langer, flußartiger Meerbusen, welcher tief bis zur Stadt Schleswig in das Land einschneidet, hat ungemein anmuthige Ufer und wenn sich solche auch freilich nicht mit den Felsen des Rhein's an romantischer Schönheit vergleichen lassen, so wird das Auge des Reisenden, der überhaupt Sinn für die Schönheiten der Natur besitzt, doch mit großem Wohlgefallen auf ihnen weilen. Ebenso auch ist der weitere Weg von Arnis nach Flensburg im Sommer bei gutem Wetter sehr angenehm zu fahren und man hat dabei so recht Gelegenheit, die Wohlhabenheit und eigenthümliche Wirthschaft in den schon vorhin von uns erwähnten Angel'schen Bauerdörfern näher kennen zu lernen.

Auch die Lage von Flensburg, der commerciell wichtigsten Stadt des Herzogthum Schleswigs, an dem brei-

ten Meerbusen, ist reizend, wie auch sonst der Ort schon ein mehr großstädtisches Ansehen zeigt.

Weiter wie nach Flensburg hinauf möchten wir dem bloß zum Vergnügen Reisenden, der keine speziellen Zwecke verfolgen will, nicht rathen, seine Fahrt an der Ostküste von Schleswig-Holstein auszudehnen. Zwar gehört das in der neuesten Zeit so viel genannte Sundewitt, eine breite Halbinsel nordöstlich von Flensburg, entschieden zu den von der Natur am meisten begünstigten Gegenden beider Herzogthümer, und sowohl Schloß Gravenstein, wie auch die Düppler Höhen mit dem Blick auf die reiche Insel Alsen, die wie ein riesiger grüner Smaragd auf blauem Sammtgrunde aus den Fluthen der Ostsee hervorscheint, sind außerordentlich schön, allein eine Fahrt dahin hat doch manche Unannehmlichkeiten. Die gesammte Landbevölkerung nördlich von Flensburg spricht nur dänisch, hegt nur dänische Gesinnungen und steht in ihrer ganzen Kultur auf einer ungleich niederern Stufe als die Deutschen in Südschleswig. Nur das Städtchen Apenrade, was ebenfalls sehr hübsch an einem Meerbusen liegt, und ebenso auch Hadersleben und die Herrnhuter Kolonie Christiansfelde, zwei Meilen von der jütländischen Grenze, besitzen eine theilweise deutsche Bevölkerung, sonst ist das ganze Land von Flensburg bis nach Jütland hinauf von Dänen bewohnt, die in ihrer finsteren Verdrossenheit, schwerfälligen Unbehülflichkeit und eckelhaften Unreinlichkeit von dem Besuch ihrer Gegenden leicht abschrecken können.

Auch die Gasthäuser, mit Ausnahme der in den erwähnten Städten, werden nordwärts immer schlechter und erhöhen wahrlich die Annehmlichkeiten einer Reise in Nordschleswig nicht im Mindesten.

Die Rückfahrt von Flensburg, durch die Mitte des Landes, möchten wir jedenfalls rathen mit der Eisenbahn zu machen. Mit Ausnahme der Stadt Schleswig selbst, welche sehr hübsch an der Schlei liegt, bietet der ganze an achtzehn Meilen betragende Weg von Flensburg über Rendsburg und Neumünster nach Altona auch nicht den allermindesten landschaftlichen Reiz, oder sonst irgendwie Stoff zu interessanten Beobachtungen. Nur die Schlachtfelder von Oeversee, wo im Februar d. J. die Oesterreicher mit so vielem Muthe kämpften, unfern davon Idstedt, wo im Juli 1850 die schleswig-holsteinische Armee viele hunderte ihrer besten Soldaten nutzlos verbluten ließ, die jetzt abgetragenen, einst sehr starken und nur für die dänische Streitmacht zu großen Wälle des Dannewirke, dann der schmale Damm auf dem im April 1848 die preußischen Truppen mit so vielem Muthe vorwärts stürmten, und die alte Festung Rendsburg, die jetzt hoffentlich zur deutschen Bundesfestung erhoben wird, können auf dieser ganzen Fahrt einiges militärische Interesse gewähren, sonst ist Alles auf ihr äußerst langweilig. Wer außer an der Ostküste in Schleswig-Holstein noch belohnende Reisen zu machen wünscht, dem möchten wir das reizend an einem großen See gelegene Städtchen Plöen, oder auch die Ufer

längs der Elbe, die reichen eiderstedtisch und dithmarsischen Marschen an der Westküste und die friesischen Inseln an der Nordsee besonders hiezu empfehlen.

Wir haben bisher hier eine Fahrt in der schönen Jahreszeit durch die grünenden und blühenden, reizenden Gestade der Ostsee in Schleswig-Holstein mit ihren vielen Annehmlichkeiten geschildert, und wollen nun die Kehrseite dieses Bildes, einen Wintermarsch durch eben diese Gegenden unseren geneigten Lesern zu zeigen versuchen. Schleswig-Holstein besitzt in der That viele sonstige Vorzüge, daß es aber auch ein angenehmes Klima hat, wird kaum der für sein Vaterland am Partheiischsten eingenommene Sohn des Landes zu behaupten wagen. Die Lage der Herzogthümer an der nordöstlichen Spitze Deutschlands, zwischen zwei Meeren, und ihre schmale Breite machen sie so recht zum Spielball aller Winde, und wenn irgendwo in Deutschland, scheint Gott Boreas hier seinen luftigen Thron aufgeschlagen zu haben. Und welche rauhe, naßkalte, durch Mark und Bein fröstelnde Luft herrscht dabei hier oft in der winterlichen Jahreszeit. Dazu sind die Wege in dem fetten Lehmboden der Ostküste zur Herbst-, Winters- und Frühlingszeit oft grundlos und nur die hochbeinigen, starken Pferde des Landes, die ebenso wie ihre Leiter von Jugend auf daran gewöhnt sind, vermögen es im langsamsten Tempo ihre Füße durch diesen tiefen „Schlampamp", den man hier fälschlicher Weise mit dem Namen Weg beehrt, herauszuziehen. Wahrlich ein

Wintermarsch in diesen Gegenden muthet den Truppen, die ihn zu machen befehligt sind, Anstrengungen und Beschwerden zu, wie sie solche kaum in irgend einem anderen deutschen Lande größer finden würden. Gar dieser letzte Winter mit seiner oft ungewöhnlich rauhen und dabei wieder zwischen Schneefall, starkem Frost und matschigem Tauwetter jäh abwechselnden Witterung, verstärkte solche noch ungleich mehr. Und doch mußte alles dies von den braven österreichischen und preußischen Truppen, welche am 1. Februar den langersehnten Uebergang über die Eider unternahmen, um die dänische Gewaltherrschaft in Schleswig — hoffentlich für immer, — zu zerbrechen, ertragen werden.

An den Ufern der breiten Schlei stand der ritterliche Prinz Friedrich Carl, dieser würdige Sprößling des alten Heldengeschlechts der Hohenzollern, mit ungefähr 30,000 Mann seiner Preußen aufmarschirt. Ein starker Frost härtete den Boden, der stellenweis noch von einem dichten Schneelager bedeckt war, während wieder der schneidend kalte Nordostwind, der mit ungebrochener Gewalt von der Ostsee daherbrauste, die Felder kahl gefegt hatte. Dabei hing der Himmel dicht voll grauer Schneewolken, die nur von dem Sturme, der sie mitunter auseinandertrieb, an ihrer Entleerung verhindert wurden; kurz es war ein so kaltes, abscheuliches Winterwetter, wie man solches sich nur wünschen kann, um es im warmen Schlafrock und bequemen Lehnstuhl, die Cigarre im Munde, die dampfende Kaffeetasse vor

sich, aus wohlgeheizter Stube hinter Doppelfenster zu betrachten, in dem man aber, wie es im gewöhnlichen Leben heißt, kaum einen Hund aus der Thüre jagen mag. Und doch mußten die Truppen Tag und Nacht, ohne den mindesten Schutz fast, jetzt im Freien aushalten. Vor Missunde hatten die ersten preußischen Regimenter in diesem Feldzuge die Feuertaufe erhalten. Mit rühmlichem Eifer hatten die Soldaten aller Waffengattungen, die an diesem Gefechte theilnahmen, gekämpft, und wenn sie auch keine sonderlich bedeutungsvollen Resultate darin erreichten, so zeigte ihre ganze Haltung doch, daß man bei allen kommenden Ereignissen und sollten diese auch noch so schwer sein, mit Sicherheit auf ihre Haltung vertrauen dürfe. Für einen Feldherrn, der Ernstes erstrebt, ist es aber ein ungemein wohlthuendes Gefühl, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er seinen Truppen unbedingt vertrauen darf, denn dadurch allein kann er den Muth gewinnen, auch vor dem Schwersten nicht zurückzuschrecken. Bei Missunde gewann der Prinz Friedrich Carl solch Gefühl und darum bleibt dies Gefecht von entscheidender Wichtigkeit für den ganzen ferneren Verlauf dieses schleswig-holsteinischen Feldzuges.

Daß die von den Dänen mit vielem Geschick angelegten Schanzen und der wohlbefestigte Brückenkopf von Missunde nicht ohne die größten Verluste zu erstürmen sein würden, sah der Prinz Friedrich Carl bei dieser ersten Rekognoscirung sogleich ein, und er beschloß daher sich

einen anderen Uebergangspunkt über die Schlei zu suchen. Er wählte Arnis als den geeignetsten Punkt dazu und marschirte in möglichster Eile und Schnelligkeit dahin. Im nächtlichen Dunkel war das Schlagen der Pontonbrücke über die breite Schlei nicht möglich und man mußte daher nothgedrungen das erste Frühlicht des Tages abwarten, um diese unter allen Umständen sehr schwierige Arbeit beginnen zu können. Ohne ein erwärmendes Bivouakfeuer, welches ihre Anwesenheit verrathen haben würde, ja ohne nur laut singen oder nur sprechen zu dürfen, mußten die zum ersten Uebersetzen bestimmten Truppen die lange, kalte Februarsnacht am Schlei-Ufer verbringen. Fürwahr eine gar harte Probe für junge Soldaten, welche schon gut abgehärtete Naturen verlangt, um sie ganz ohne Schaden bestehen zu können. Wie kurz erscheint eine Winternacht oft dem jugendlichen Bürger im glänzend geschmückten Ballsaal, zumal wenn das Glück ihm vergönnte, den stundenlangen Kotillon mit der Dame seines Herzens tanzen zu dürfen, oder dem Trinker im Kreise trauter Freunde bei vollen Flaschen, oder dem eifrigen Spieler hinter dem Kartentisch, oder dem müden Schläfer im ungestörten Schlafe im weichen, behaglichen Bette, wie lang, oh so lang als wolle sie gar kein Ende nehmen, wird sie aber denen sein, welche alle ihre Stunden schutzlos auf freiem Felde bei so und so viel Grad Kälte, dem eisigen Nordoststurme preisgegeben, verbringen müssen. Wie bleiern scheinen der Zeit sonst so rasche

Schwingungen dann zu sein und wie sehnsüchtig richtet der Blick sich gen Osten, um nach dem ersten schwachen Schimmer des Morgenrothes zu spähen. Wer in solcher thatenlosen Winternacht im Freien noch für sich zu singen vermag: „O welche Lust Soldat zu sein" und von der völligen Wahrheit dieses Verses durchdrungen ist, der paßt durch und durch für den Kriegerstand und es wäre Schade, wenn er den Waffenrock mit dem Kleide des ruhigen Bürgers vertauschen wollte. Solche Nacht mußten gar manche preußische Truppentheile vor dem Schlei-Uebergang zubringen und die daran Theilnehmenden werden sie nicht so leicht wieder aus ihrem Gedächtniß verlieren.

Durch die dicke, dunkle Schneeluft brachen endlich die ersten matten Strahlen der bleichen Wintersonne und erleuchteten die Gegend so weit, daß mit dem Schlagen der Pontonbrücke angefangen werden konnte. Muthige, gewandte Schiffer aus Eckernförde und Kiel, deren Böte mit vieler Anstrengung auf Wägen herbeigeschafft waren, hatten inzwischen einzelne preußische Truppentheile schon über die Schlei hinübergesetzt, damit diese nöthigenfalls den Brückenbau schützen konnten. Man hatte erwartet, daß dänische Kanonen und Scharfschützen am jenseitigen Ufer hinter Häusern und Hecken versteckt ständen, und die Landenden mit scharfen Schüssen gar unsanft begrüßen würden, daher es schon ein patriotisches Opfer war, was diese Schiffer brachten, als sie sich freiwillig zur Arbeit des Uebersetzens erboten. Die

Dänen hatten aber auch das linke Schlei=Ufer bereits geräumt und die Ueberfahrt geschah ohne weiteres Blutvergießen. Eine harte Arbeit stand aber den Pionieren nun bevor bis die Brücke über den ziemlich breiten Meerbusen fertig war. Mit zunehmender Stärke blies der Wind von Osten her und die Wellen der Schlei schlugen so hoch, daß es der äußersten Anstrengung bedurfte, die breiten, niederen, unbehülflichen Pontons zu steuern. Und auch die Verankerung und Befestigung der einzelnen Brückenglieder war bei den wogenden Wellen eine so schwere Arbeit, daß trotz der scharfen Kälte den Pontonniers der Schweiß oft von den Gesichtern lief. Manche der braven Burschen müssen sich aber noch mehr aufopfern und in das Wasser springen, um so bis über den Leib darin stehend die Arbeit besser zu fördern. Fürwahr so ein Winterbad bei so und so viel Grad Kälte, in den einzelne Eisschollen treibenden Fluthen der Schlei, ist alles Andere vorher mehr als ein Vergnügen. Doch das Bewußtsein, durch ihre Aufopferung der preußischen Armee viel zu nützen, mußte diese Pontonniere belohnen, und die vollen Gläser mit heißem starkem Grog, die ihnen beim Heraussteigen aus dem Wasser von ihren Officieren gereicht wurden, verbunden mit sofortiger, eifriger Arbeit, die Kälte wieder aus dem Körper heraustreiben und die Glieder vor Erstarrung bewahren.

Trotz der vielen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten hatten die tüchtigen brandenburgischen und west=

phälischen Pontonniere in überraschend kurzer Zeit die Brücke in so musterhaft ordentlicher Weise, als solle sie bei einem Friedensmanöver von dem Könige benützt werden, geschlagen und der Uebergang der Truppen konnte beginnen. Fast steif und starr waren diese inzwischen gefroren und das Trampeln mit den Füßen, um sich nur einigermaßen zu erwärmen, hatte gar nicht aufhören wollen. Mit einem lauten, so recht aus freudiger Kriegerbrust kommenden Hurrah, denn es brauchte jetzt keine Stille und Vorsicht mehr bewahrt zu werden, wurde die schwankende Brücke betreten. Fast unwillkührlich fühlten Alle, daß damit ein neuer und wichtiger Abschnitt dieses Feldzuges beginnen würde. Der Erste, der die Brücke betrat, war der Oberbefehlshaber des Korps, der Prinz Friedrich Carl von Preußen, der, wie es einem echten General geziemt, diese ganze Nacht mitten unter seinen Soldaten zugebracht hatte. Ihm zunächst ging sein Vetter, der muthige Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, der sich in diesem Feldzuge an der Seite der preußischen Truppen die Rittersporen verdiente.

Ununterbrochen wälzten sich nun die Züge der Artillerie mit ihren so schweren Geschützen, daß die einzelnen Pontons sich fast unter deren Last bogen, der Reiterei, die Pferde am Zügel führend, der behenden Infanterie und dann das unvermeidliche Uebel jedes Heeres im Felde, die endlose Reihe der Munitions-, Proviants-, Kranken- und Gott weiß was sonst noch weiter für

Wägen über die Brücke, deren Festigkeit sogleich auf die stärkste Weise erprobend. Aber nicht Ruhe und Rast und warme, behagliche Quartiere durften die Truppen nach der durchwachten und durchfrorenen Nacht am anderen Schlei-Ufer finden, sondern die Strapazen dieses Winterfeldzuges begannen jetzt erst so recht. Sollte der Hauptzweck dieses gewagten Ueberganges erreicht werden, so galt es, in möglichster Eile das noch sieben Meilen weit entfernte Flensburg zu erreichen, um somit das am Danewirke gestandene Hauptkorps der Dänen von dem Rückzug nach den Düppler Schanzen und der Insel Alsen abzuschneiden. Durch ihre überall verbreitete, gut organisirte Kette schneller und gewandter Spione hatten die Dänen den beabsichtigten Uebergang der Preußen über die Schlei, den zu verhindern sie zu schwach waren, sogleich erfahren und dies war mit der Hauptgrund ihrer schnellen und unerwarteten Räumung des Danewirke.

Das den Marsch erschwerende Gepäck der Soldaten wurde nun sogleich am anderen Ufer abgelegt, und ohne Ruh und Rast ging es alsbald gegen Flensburg zu. Dieser Eilmarsch durch Angeln war in der That eine Strapaze für die Truppen, wie solche in der neueren Kriegsgeschichte aller Heere selten viel angestrengter vorgekommen ist.

Die engen, auf beiden Seiten häufig von dichten Hecken eingefaßten Wege waren stellenweise mit Eis

überzogen und so spiegelglatt, daß Menschen wie Pferde nur mit größter Vorsicht darauf sich fortbewegen konnten und trotzdem nur zu häufig stürzten, ja dabei sich sogar mitunter gefährlich verletzten. An anderen niedrig liegenden Stellen hatte der starke Wind den Schnee von den Feldern hoch zusammengeweht und förmliche Wälle gebildet, durch welche man sich nur mühsam hindurcharbeiten konnte. Die Hecken verhinderten dabei, daß die Marschirenden die Felder seitwärts benutzen konnten, während hingegen die Enge der Wege es nicht gestattete, daß die Wagen an einander vorbei zu fahren vermochten. Ein einziges festgefahrenes Geschütz, oder ein umgeworfener oder zerbrochener Munitionswagen, ja nur ein gestürzt am Boden liegendes Pferd, was so schnell nicht wieder sich aufraffen konnte, hielt hier oft den Marsch ganzer Kolonnen halbe Stunden lang auf. Hatten die frierenden, ungeduldig harrenden Soldaten dann wieder den Weg geöffnet gefunden und beeilten nun die Vordersten ihre Schritte um die entstandenen Versäumnisse nachzuholen und keine zu große Lücken zu lassen, so mußten die Hintersten eiligst zu laufen anfangen um nur nachzukommen. Denke man sich nun an 12—15,000 Menschen mit einigen tausend Pferden und so und so viel hundert Wägen und Geschützen auf einem einzigen, schmalen Wege in dieser Weise sich fortbewegend und man wird einen Begriff davon erhalten, welche Stockungen in diesem endlosen Zuge eintraten und wie viele Beschwerden der Marsch hatte. Dabei

ward der schneidende Nordostwind, der den Soldaten gerade in das Gesicht blies, immer heftiger und das Wetter kälter und unfreundlicher. Ein eisiger, feiner Schneestaub ward den Marschirenden oft so in die Augen gepeitscht, daß diese sich vor Schmerz kaum öffnen wollten und die Pferde nur mit den scharfen Spornen gewaltsam dagegen angetrieben werden konnten. Dazu war die Verpflegung auch nur mangelhaft und die erschöpften Soldaten fanden in den Dörfern, durch welche ihr Marsch sie führte, selten so viel Speise und Trank als sie dies dringend wünschten. Zwar ist die Landschaft Angeln sehr fruchtbar und hat viele Lebensmittel und die Bewohner gaben gerne her was sie nur besaßen, allein auf einen so massenhaften und unerwarteten Durchzug war man doch nicht eingerichtet und so war es selbst beim besten Willen nicht möglich, warme Speisen für Alle zu bereiten. Bei dem plötzlichen Marsche, der vorher sorgfältig geheim gehalten werden mußte, konnten natürlich die Proviantwagen den Truppen nicht folgen und so waren denn die Soldaten auf das, was sie in ihrem Brodbeutel bei sich führten, fast allein angewiesen. Da konnte denn mancher Füselier oder Musketier innerhalb 48 Stunden bei unausgesetztem Aufenthalt im Freien und fast beständigen Marschirens nichts genießen, wie sein trockenes Kommißbrod, vielleicht mit einem Stücklein Speck gewürzt und mit einem Schluck schlechten Kartoffelbranntweins hinunter gespült. Trotzdem blieben die Soldaten vergnügt und

von regem Eifer und versuchten sogar wiederholt, frohe Soldatengesänge in lautem Chor anzustimmen, wenn ihnen auch der Wind die meisten Töne wieder in die Kehle hinunterjagte.

Bis zur einbrechenden Dunkelheit marschirten die Truppen unermüdet fort und manche Bataillone hatten trotz Wind, Wetter, Glätte des Weges, Schneehaufen und aller sonstigen Hindernisse an dem Tage schon an fünf Meilen zurückgelegt, so gewaltig waren ihre Anstrengungen. Bei eintretender Nacht aber steigerten sich die vielen Schwierigkeiten auf eine fast unüberwindliche Weise. In der tiefen Finsterniß stürzten die schon erschöpften, sich oft nur mühsam und mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte fortschleppenden Soldaten zu Dutzenden zusammen und die Truppenkörper blieben nicht mehr geschlossen. Es half nichts hiegegen, die Natur forderte gebieterisch ihr Recht.

So mußte man denn nothgedrungen von dem Weitermarsch abstehen, und die Truppen in die Dörfer, welche sie noch zu erreichen vermochten, für die Nacht einquartieren. Angenehme Quartiere, in denen viel Behaglichkeit zu finden war, gab es freilich nicht. Zu Hunderten krochen die ermüdeten, verfrorenen Soldaten oft in die Scheuern, leeren Heuböden und wo sie sonst Platz finden konnten, zusammen, und wer einen auch noch so spärlichen Raum in einem Kuh= oder Pferdestall gefunden hatte, wo die animalische Wärme der Thiere die Kälte milderte und nun gar noch ein Strohbund

zum Lager erhielt, der ward von seinen übrigen Kameraden wegen dieses sybaritischen Luxus oft nicht wenig beneidet. Ganze Kompagnien lagen häufig auf einem einzigen Bauernhofe, die Wohnstube des Bauern nahm vornehme Stabsofficiere auf, die sehr erfreut waren, wenn ihnen die Bauersfrau ihr warmes Bett abtrat, Hauptleute zahlten gerne dem Ochsenknecht ein reichliches Trinkgeld, um in sein eben verlassenes Lager schlüpfen zu können, und 4—5 junge Officiere drängten sich zusammen in das breite Bett, welches sonst zum Gebrauch zweier stämmiger Viehmägde diente. Nur Schutz gegen den schneidenden Nordostwind, Wärme für den durch und durch erfrorenen Körper, Ruhe für die ermüdeten Glieder und auch wo möglich einige warme Nahrungsmittel wollte man haben; alles Uebrige war vollständig gleichgültig.

Fast die ganze Nacht hindurch flammten in den Küchen aller Bauerhäuser in Angeln mächtige Herdfeuer, an denen die Hausfrauen und Mägde Speisen für ihre Einquartierung kochten. In den großen Kesseln, die sonst bei der Wäsche oder wenn kalbende Kühe warmen Trank erhalten sollen, benützt werden, wurde Milch- oder auch Biersuppe für Hunderte von Soldaten gekocht, worin diese dann ihr trockenes Kommißbrod brockten. Die Kartoffeln wurden gleich in ganzen Scheffeln, in allen möglichen Grapen und Töpfen, auf das Feuer gesetzt, und die Reihen der Würste und Schinken, welche jede wohlhabende Angel'sche Bauersfrau im Rauchfang

hängen hat, schwanden mit erschreckender Schnelligkeit zusammen. Hunger ist der beste Koch, das sah man auch hier wieder so recht, und manchem vornehmen, verwöhnten Officier, dem in Berlin der beste Restaurant kaum genügte, mundete jetzt sein Gericht Kartoffeln in der Schaale und dazu ein Stück Speck in der Faust, von dem er mit dem Taschenmesser kleine Bissen abschnitt, und Alles dann mit einem tüchtigen Schluck scharfen Kornbranntweins aus der Feldflasche hinunterspülte, viel besser als sonst oft das beste Diner an einer fürstlichen Tafel mit Rheinwein, Austern und Champagner.

Wenn nun auch die Infanterie und Artillerie, trotz des besten Willens und der größten Aufopferung nicht im Stande waren, den Marsch die ganze Nacht hindurch fortzusetzen, so vermochten einige Kavallerieschwadronen dies doch zu leisten. Das brandenburgische Husarenregiment, das früher so berühmte Ziethen'sche Regiment, bildete die Spitze des preußischen Korps, und der brennendste Ehrgeiz, die erste Truppe des alliirten Heeres zu sein, welche in Flensburg einziehen konnte, beseelte diese wackeren Reiter. Es waren größtentheils stämmige, kerngesunde Bauernsöhne aus der Mark Brandenburg und die kleinen, feurigen Rosse, welche sie ritten, stammten aus dem seiner Pferdezucht wegen mit Recht berühmten Ostpreußen. So konnte man Pferden wie Menschen schon die außerordentlichsten Anstrengungen zumuthen, wenn es ein wirklich ruhmwürdiges Ziel

zu erreichen galt. So trabten denn trotz Sturmbrausen, Schneegestöber, Winterkälte und glatter Eiswege die Husaren unausgesetzt gen Flensburg zu, und nichts vermochte ihren nächtlichen Eilmarsch aufzuhalten. Zwar stürzte manches Pferd und beschädigte dabei nicht allein sich, sondern auch mitunter den Reiter, und häufiger noch mußten einzelne Husaren zurückbleiben, weil ihre gänzlich ermüdeten oder lahm gewordenen Thiere trotz der heftigsten Spornstiche nicht mehr vorwärts zu treiben waren, allein die große Masse ging dennoch unaufhaltsam vorwärts. Wie der alte Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance seinen Preußen befahl, den letzten Hauch von Roß und Mann daran zu setzen, um die fliehenden Franzosen mit möglichstem Nachdruck zu verfolgen, so hieß es auch hier: „bleibe immerhin zurück was nicht mehr fort kann, die Anderen vorwärts, immer nur vorwärts." Und der Erfolg belohnte diese Beharrlichkeit wie dies gewöhnlich der Fall sein wird. In der Nacht gegen vier Uhr schmetterten die ersten Töne der preußischen Husaren in Flensburg, und drei zwar sehr geschwächte Schwadronen konnten ihren Einzug dort halten, und nach kurzem Kämpfen noch eine Menge dänische Nachzügler gefangen nehmen und reiche Beute machen. So waren diese Ziethen'schen Husaren die ersten alliirten Truppen, welche in Flensburg einrückten, und auf ehrenvolle Weise hatte dies Regiment gezeigt, daß der rastlos kühne Husarengeist seines Stifters auch jetzt noch, nach über 100 Jahren in ihm fort-

lebe. Freilich waren manche Husaren in 36 Stunden kaum aus dem Sattel gekommen und hatten trotz allen Hindernissen wieder über sieben deutsche Meilen in einem Zuge fortgeritten.

So war der Gewaltmarsch, den die Preußen im Winter dieses Jahres bis nach Flensburg zurücklegten. Man sieht, er war für alle Truppen von den größten Beschwerden, und hatte ganz andere Strapazen als eine Vergnügungsfahrt während der schönen Jahreszeit, im bequemen Wagen, durch diese gesegneten Gegenden. Und trotzdem werden sämmtliche Krieger, vom General bis zum jüngsten Trommelschläger, die an diesem Feldzuge theilnehmen durften, für ihr ganzes ferneres Leben mit dem größten Vergnügen daran zurückdenken, und die Strapazen, die ihnen damals fast unerträglich erschienen, werden in der Erinnerung ihnen noch manche sehr angenehme Augenblicke bereiten, wie dies stets bei jedem Menschen der Fall ist, der einst mit höchster Anstrengung aller geistigen wie körperlichen Kräfte einem edlen Ziele zustrebte und dies zu erreichen auch so glücklich war.

II.

Lager- und Gefechtsbilder vor den Düppeler Schanzen.

Klar lacht der heitere Frühlingshimmel über die reizende Halbinsel Sundewitt. Zwar ist die Luft noch rauh und der scharfe Ostwind vom Meere wehet kalt durch die Kleider und macht den Schutz eines warmen Mantels doppelt erwünscht. Wie leicht vergißt man aber dies bei den hellen warmen Sommerstrahlen, die seit Wochen zum ersten Mal wieder daniederscheinen. Gar lange hatten die armen, hier weilenden preußischen Soldaten Sonnenschein und Sonnenwärme entbehren müssen. Mit düsteren, wirklich oft bleigrauen Wolken, die nur zu oft in Schnee, Regen oder Hagelschauern sich entluden, war der Himmel oft ganze Wochen hindurch überzogen gewesen; ein dichter Nebel verhinderte selbst mitunter die nächste Aussicht, und der rheinländische Grenadier, der an seine Eltern geschrieben hatte, „Schleswig-Holstein wäre soweit im Uebrigen ein ganz gutes Land, aber die Sonne müsse es völlig vergessen haben, daß sie auch hier scheinen solle," schien wirklich nicht ganz Unrecht gehabt zu haben.

Es ist wirklich wunderbar, was Sonnenschein und Sonnenwärme im Frühling auf jeden Menschen und nun gar auf den im Felde stehenden Soldaten sogleich

für eine außerordentliche Wirkung ausüben. Mürrische Gesichter verwandeln sich sogleich in freundliche, statt des sonst nur zu häufigen Brummens hört man lachen und scherzen, die oft nur zu kräftigen Soldatenflüche verschwinden und lustige Lieder erschallen in die klare, heitere Frühlingsluft hinein. Mag auch deren Inhalt streng ästhetischen Ansprüchen nicht immer genügen, ja mitunter sogar etwas trivialer Natur sein, und der Sängerchor den Vergleich mit einer streng geschulten Liedertafel nicht aushalten können, so muß ich doch gestehen, daß der Gesang der dem Feinde gegenüber stehenden Soldaten, mochte ich solchen nun in Schleswig-Holstein, Algerien, der Türkei oder Italien hören, stets auf mich den angenehmsten Eindruck machte, und ich dessen Tönen lieber lauschte, als oft den Trillern der berühmtesten Bravoursängerinnen im glänzendsten Concertsaal. Musikenthusiasten und reine Salonsmenschen werden zwar über diesen meinen Ausspruch verächtlich die Nase rümpfen, wer aber ein wahres Soldatenherz in seiner Brust trägt und Soldatenlust und Soldatenleid mitzuempfinden vermag, wird solchen verstehen.

Für ein Bivouak bei klarem, warmem Sonnenschein kann nicht eine malerischere Gegend als das Sundewitt gefunden werden. Sanfte Thäler wechseln anmuthig mit niederen Hügeln ab und überall blinkt das Meer, das in Buchten und mehr oder minder breiten Einschnitten in das Land eindringt, in silberglänzenden Streifen. Im Uebrigen freilich sah trotz Sonnenschein und blauem

Himmel die ganze Gegend in dem Aprilmonat dieses Jahres noch öde, unfreundlich und nur zu sehr die Spuren der Kriegsverwüstungen zeigend, aus. Die schönen hochstämmigen Buchenwälder und die reichen Obstgärten — der Gravensteiner Apfel, der von hier stammt, ist mit Recht in ganz Norddeutschland berühmt, — waren noch kahl und laublos und auch die vielen Hecken oder „Knicks", mit Recht die Verzweiflung der Soldaten, welche alle Felder umgeben und im Verein mit den Wäldern und Gärten der ganzen Gegend im Sommer fast ein parkähnliches Aussehen verleihen, hatten noch eine braungraue Färbung. Zwar auf den Wiesen sproßten schon die ersten jungen Gräser und die reichen Waizensaaten glichen einem dicken, grünen Sammtteppich, aber Alles war vielfach verwüstet, von Rosseshufen und Menschenfüßen zertreten und von vielen Kolonnenwegen, die zum Transport der Geschütze und zahllosen Wägen aller Art schonungslos durch die Felder angelegt waren, zerschnitten. Ungefähr an 40,000 preußische Soldaten lagen nun schon seit Wochen hier auf dem engen Raum weniger Quadratmeilen zusammengedrängt, Hunderte von Geschützen standen in Batterien sich gegenüber aufgefahren, um mit gewaltiger Kraft viele tausend mörderische Geschoße gegen einander zu schleudern, da mußte freilich die ganze Gegend auf das Furchtbarste darunter leiden. Das Sundewitt, sonst im Frieden wirklich ein kleines Paradies, überall mit reichen Dörfern, die von wohlhabenden, zufriedenen Menschen bewohnt wurden,

besäet, ist auf Jahrzehnde hin ruinirt und der Wohlstand vieler Familien für Generationen vernichtet. Wer mit eigenen Augen sehen, mit seinen Ohren hören wollte, welch Verderben ein Krieg über ein Land zu bringen vermag und wie er in wenigen Wochen oft zerstört, was der Menschen angestrengtester Fleiß kaum in langen Jahren mühsam zu schaffen vermag, der mußte jetzt den Sundewitt besuchen. Hieher hätte man den fanatisirten Kopenhagener Pöbel und seine ruchlosen Aufhetzer führen müssen, damit sie sich selbst davon überzeugen konnten, welchen Fluch und Verderben ihr wahnwitziger Uebermuth und die maßlose Tyrannei, mit der sie das Deutschthum in Schleswig-Holstein zu unterdrücken versuchten, über schuldlose Menschen bisher schon brachte und wahrscheinlich in noch vermehrterer Weise bringen wird. Doch Kopenhagen, auf seine unangreifbare Lage auf einer Insel pochend, in dem bisher alle Bedürfnisse des Heeres angefertigt wurden, hat freilich noch weiter keinen direkten Nachtheil, sogar noch manchen pekuniären Vortheil von diesem Kriege gehabt, kümmert sich um die Leiden der Jütländer und Nordschleswiger nicht im Mindesten und scheint in seiner bisherigen Hartnäckigkeit noch immer unverändert fortfahren zu wollen.

Schon vom Dorfe Nübel an sieht man jetzt im Sundewitt die vielen verderblichen Spuren des Krieges, und in den anderen Dörfern, die näher an den Düppeler Schanzen und am Alsener Sunde liegen, steigert sich dies noch weit mehr. Alle Gehöfte, die größtentheils

von ihren Bewohnern gänzlich verlassen wurden, sind ohne Dächer, die Thüren und Fensterrahmen eingeschlagen, die Zäune und Hecken niedergerissen, ja selbst einzelne Obstbäume, obgleich dies doch glücklicher Weise zu den Seltenheiten gehören wird, umgehauen. Die dringende Noth, um sich Schutz vor der grimmigen Kälte zu schaffen, zwang die preußischen Soldaten, alles Holzwerk, dessen sie nur immer habhaft werden konnten, für ihre Bivouaksfeuer zu benützen, obgleich sonst eine muthwillige Zerstörung gar nicht in den Charakter der preußischen Armee, in welcher so viele Tausende von jungen Soldaten aus den gebildeten Ständen dienen, gehört. Man denke sich aber, daß einige 40,000 Soldaten fast an 2 Wintermonate eng zusammengedrängt auf einer kaum einige Quadratmeilen großen Halbinsel, welche dazu von allen Seiten schutzlos dem Ungestüm der Winde preisgegeben daliegt, entweder bivouakiren oder doch in Scheunen und Ställen lagern mußten, und man wird es erklärlich finden, daß man alles Holzwerk, dessen man irgendwie nur habhaft werden konnte, schonungslos den Feuern, um sich an diesen zu erwärmen oder die Nahrungsmittel zu kochen, opferte.

Statt der größtentheils geflüchteten Bewohner sind alle diese halb zerstörten Dörfer und Gehöfte jetzt mit Soldaten der verschiedensten Regimenter und Waffengattungen angefüllt. Wohin das Auge sich nur wendet, sieht es bärtige wie unbärtige Söhne des Kriegsgottes Mars, der hier im Sundewitt jetzt ausschließlich seinen

Herrschersitz aufschlug, und die sanfte Göttin Pallas, die früher mit so gesegneter Hand hier regierte, zeitweilig gänzlich verdrängte. Besonders an diesem klaren Tage, wo der lang entbehrte Sonnenschein die Krieger aus ihren dumpfen, überfüllten Stuben, Kammern, Kellern, Ställen und Erdhütten in das Freie lockte, wimmelt es überall von ihnen. Welche Mannigfaltigkeit unaufhörlich abwechselnder Bilder sieht man überall; kaum der belebteste Jahrmarkt wird ein so buntes Treiben zeigen, wie man solches in Nübel, Ost- und West-Düppel, Gravenstein, dem Hauptquartier des kommandirenden Generals der tapferen Preußen, und den anderen Orten des Sundewitt jetzt findet. Hier wo eine von den Kugeln des Rolph-Krake, dieses eisernen Panzerschiffes der Dänen, halbzerschossene Lehmwand eines Hauses einigen Schutz gegen den Wind gewährt, während zugleich die Mittagssonne recht warm und behaglich dahin scheinen kann, hat sich ein Trupp von Füselieren eines westphälischen Infanterieregiments auf dem Boden gelagert. Gar verschiedene friedliche Beschäftigungen trieben jetzt die wackeren Leute mit regem Eifer, und wenn man ihnen dabei zusieht, sollte man wahrlich nicht glauben, daß es dieselben Menschen sind, welche noch vor wenigen Stunden gegen die feindlichen Batterien mit todesverachtendem Muthe anstürmten. Mehrere Soldaten haben sich der edlen Schneiderkunst gewidmet und nähen nun mit einem Eifer darauf los, als hätten sie ihr ganzes Leben hindurch nur die Nadel statt der Muskete gehandhabt. Nun es gibt

genug Flecken auf schadhafte Stellen in Hosen, Röcken und Mäntel zu setzen, denn so ein beständiges zweimonatliches Feldleben greift auch die dauerhaftesten Uniformen gewaltig an, und ganz abgesehen davon, daß Löcher im Anzuge doch jedem Soldaten ein gar zu unordentliches Aussehen verleihen würden, möchte auch der kalte Wind zu empfindlich hindurchblasen. Während ihre Kameraden schneidern, haben Andere ihre Gewehre auseinander genommen und putzen aus deren inneren Theilen den Pulverschleim und Schmutz von dem letzten Gefechte sorgfältig wieder aus. Das preußische Zündnadelgewehr ist von der höchsten Vortrefflichkeit für den Kriegsgebrauch, wie sich solches in diesem Feldzuge wieder so recht glänzend bewährte, aber es muß auch sorgfältig behandelt und nach jedem angestrengten Gebrauch reinlich ausgeputzt werden, wenn es brauchbar bleiben soll. Was aber dem Kavalleristen sein Pferd, das ist im Felde dem Infanteristen sein Gewehr; er weiß, daß von dessen Brauchbarkeit ihm gar oft Leben und Ehre abhängen und wendet daher von selbst stets die äußerste Sorgfalt an, um es immer in gutem Stande zu erhalten. Andere Füseliere, die mehr Geschick und Neigung zur Schusterei als zum Gewehrputzen zu haben scheinen, sind von einem großen Haufen schadhafter Stiefel umgeben, deren Löcher im Oberleder und abgerissene Sohlen sehnsüchtig der geschickten Hand zu ihrer Ausbesserung harren. Die oft fast grundlos tiefen Wege, durch welche die Truppen marschiren mußten, und der beständige Schmutz auf den

Feldern und in den Laufgräben haben den Ruin fast sämmtlichen Schuhzeuges in den Kompagnien herbeigeführt und wer ein Paar derbe heile Wasserstiefel besitzt, der patscht damit mit wohlgefälligem Selbstgefühl durch den tiefen Dreck und wird von seinen übrigen Kameraden ob dieses seltenen Schatzes oft nicht wenig beneidet. Kein Wunder, daß das Gewerbe der edlen Schusterei jetzt bei den Truppen im Sundewitt hoch in Ehren steht und Hans Sachs, „der Schuhmacher und Poet dazu,“ von seinen Mitbürgern in der weiland freien Reichsstadt Nürnberg nicht höher geschätzt werden konnte, als ein gewandter Schustergeselle in der Kompagnie jetzt von seinen übrigen Kameraden. Aber auch zahlreiche Dilettanten in dieser Kunst versuchen jetzt mit mehr oder weniger Glück und Geschick sich im Annageln der Sohlen oder Aufsetzen eines derben Riesters, und gar mancher frühere Student oder Kaufmann, oder ein anderes Gewerbe Treibender, den die allgemeine Dienstpflicht, mit Recht der Stolz des preußischen Heeres, jetzt in die Uniform brachte, handhabt Hammer und Ahle und Pechdraht mit einem Eifer, als gelte es sein Meisterstück zu vollenden.

Doch der Soldat im Felde will nicht allein auf derben Sohlen und mit heilen Mänteln marschiren, sondern sein stets hungriger Magen verlangt auch nach kräftiger Nahrung. Die gelieferten Lebensmittel sind sowohl in Quantität wie Qualität vollkommen genügend, und es bedarf nur geschickter Hände zu ihrer Zubereitung. So

sind denn jetzt auch wieder eine Menge Soldaten mit den verschiedenen Verrichtungen der Küche beschäftigt. Hier sitzen welche in einem Kreise zusammen und schälen mit mehr Eifer als gerade Geschick einen großen Haufen von Kartoffeln, die sie sich für Geld und gute Worte von einem Bauern im Sundewitt zu verschaffen wußten. Die feinen Hände, oft mit schweren goldenen Siegelringen geziert, und die zierlichen Taschenmesser mit Perlmutterschaalen verrathen, daß manche der hier jetzt so eifrig Kartoffel schälenden Soldaten den höheren Ständen angehören müssen. Doch gleichviel ob der jetzige Musketier der Sohn eines reichen Grafen oder eines armen Tagelöhners ist, ob er früher im Hörsaal Pandecten studirte oder hinter dem Pfluge gehen mußte; er ist jetzt des Königs Soldat, trägt mit Ehren des Königs Rock und hat hier im Felde mit allen seinen übrigen Kameraden die gleichen Rechte, aber auch die gleichen Pflichten.

Da das Wetter heute schön ist, so hat man das Kochfeuer im Freien hinter einer vor dem Winde schützenden Wand angezündet. Um die hohe Flamme, die leider mit manchen Ueberresten zerschlagener Thüren, abgerissener Zäune und anderer Dinge, die ursprünglich wohl nicht zum Verbrennen bestimmt waren, genährt werden mußte, sind mannigfache Gruppen von Soldaten in der verschiedenartigsten Thätigkeit.

Die eigentlichen Kompagnie-Köche, stämmige Bursche mit vom Feuer hochgerötheten Gesichtern und weit auf-

geschlagenen Hemdärmeln, sind eifrig an den großen Kesseln thätig, in denen oft für 100 Mann zugleich die kräftige Fleischsuppe brodelt oder die dicken gelben Erbsen, im Felde ein nur zu häufiges Gericht, langsam weich kochen. An einem Winkelchen des Feuers haben sich andere Soldaten gekauert, die sich als Leckermäuler ein besonderes Leibgericht, zu welchem sie sich die Zuthaten für ihr eigenes Geld verschafften, bereiten wollen. Ein gar laut prasselndes und zischendes Beefsteak, von dem die in Hülle und Fülle darauf geschnittenen Zwiebeln gar aromatisch duften, bratet hier auf einem Rost, während dicht daneben ein schön braun gebrannter, dicker Speckpfannkuchen überaus verführerisch winkt. Mit kunstverständigem Handgriff will der glückliche Besitzer des letzteren ihn in der Pfanne herumschleudern, daß auch die andere Seite sich noch besser bräune. Sei es aber eigenes Ungeschick, oder hat gar ein neidischer Kamerad ihm im entscheidenden Augenblick unvermerkt einen leisen Stoß am Arm gegeben, der Pfannkuchen fliegt zwar im Bogen hoch in die Luft, verfehlt aber beim Herunterfallen sein Ziel und fällt statt in die Pfanne, — vorbei in die Asche. Mit nicht geringem Aerger kratzt sich der Werfer hinter den Ohren; sein besonderes Leibgericht ist verdorben und wird kaum von dem Kompagniehund gefressen und mit lautem Gelächter verhöhnen ihn dazu noch die Kameraden. Der alte, leider oft nur zu wahre Spruch: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott

nicht zu sorgen," macht sich auch bei der besten Kameradschaft im Felde nur zu geltend.

Fern von dem bunten, lustigen Treiben der Köche, Schuster, Schneider, Putzer und der anderen sich mit derartigen Dingen beschäftigenden Soldaten, bei denen das Lachen, Singen, Scherzen, mitunter freilich auch wohl etwas Fluchen und Zanken, gar nicht aufhören will, haben sich andere Krieger an einem besonders sonnigen Plätzchen, was so recht vor dem Winde geschützt ist, ein großes Schreibbureau etablirt. Eine alte, vor dem Verbrennen noch mühsam gerettete Viehstallthüre, die man auf zwei Futtertröge legte, dient als Schreibtisch, umgestürzte Eimer, leere Tonnen, ein Haufe zusammengetragener Tornister, ja mitunter auch lose aufgeschichtete Feldsteine, die bei der geringsten Bewegung des darauf Sitzenden auseinanderzufallen drohen, müssen die Stelle der Stühle und Bänke vertreten. Das gemeinsame Dintenfaß ist ein halbzerbrochener Küchentopf, die Dinte, ein dunkles Gemisch von Schuhwichse, Kienruß und Gott weiß was für anderweitigen Ingredienzien, aus denen ein in der Kompagnie dienender Apotheker eine derartige Flüssigkeit, die zur Noth ihre Dienste leistet, zusammenbraute. Wie unendlich verschieden ist der Kreis der hier eifrig schreibenden Soldaten, obgleich Alle jetzt die gleiche Uniform tragen, wie mannigfach der Inhalt ihrer Briefe, wie von einander abweichend die Adressen an die sie gerichtet sind. Hier dieser breitschultrige Musketier schreibt mit schwerer Hand, der man es an-

merkt, daß sie gar manches Jahr nur die gröbsten ländlichen Arbeiten verrichtet hat, auf grauem Papier langsam in steifen unausgeschriebenen Buchstaben einen Brief an seine Braut, die als Viehmagd auf einem westphälischen oder brandenburgischen Bauerngehöft dient. Sind auch die Schriftzüge plump, spotten die Orthographie und Grammatik jeglicher Regel, so kommt doch der Inhalt des Briefes aus einem treuen, warmen Herzen und zeugt von einer wirklich rührenden Liebe. Sein Nebenmann, der die schlechte Dinte verschmähend, mit einem eleganten Silberstift auf glattem, englischem Postpapier mit gewandter Hand die Worte hinfliegen läßt, ist ein junger, vornehmer, einjähriger Freiwilliger. Mit der koketten Frau eines alten, reichen Graukopfes knüpfte er ein flüchtiges, frivoles Liebesverhältniß an, wie solche unter den Damen unserer höheren Stände nun einmal zum guten Ton gehören und benützt jetzt einige müßige Augenblicke dazu, ihr über sein bisheriges Feldleben einige scherzhafte Mittheilungen zu machen. Für die Hände eines Dritten ist dieser Brief nicht geeignet und der betrogene Ehemann würde gar sehr erstaunen mit welch gewaltigem Hörnerschmuck ihn seine schöne Gattin ziert, wenn er ihn zufällig lesen sollte. Der dritte Schreiber ist schon ein Mann in reiferem Lebensalter, der bereits Haus und Hof und ein eigen Geschäft besitzt und als Gatte und Vater im glücklichen Familienkreis lebte, als ihn die Militärpflicht auf's Neue wieder zur Fahne rief. Willig folgte er dem Gebote der Ehre

und erfüllte musterhaft seine Pflicht, wenn auch sein Herz stets mehr daheim bei Weib und Kind als hier im Feldlager bei seinen lustigen Kameraden verweilte. Ein Brief an seine Frau, der nicht allein Worte der Liebe, sondern eine Menge Anordnungen für den möglichst ungestörten Fortbetrieb seiner Wirthschaft und wie es mit der Frühjahrsbestellung seiner Felder gehalten werden solle, enthält, schreibt jetzt dieser Soldat und sinnend stützt sich sein Kopf dabei oft auf die Rechte, wenn er seine Gedanken zusammennehmen muß um die besten Rathschlage zu ersinnen. Es ist in der That kein geringes Opfer, welches die verheiratheten Familienväter, die jetzt auf's Neue auf Gott weiß welch' lange unbestimmte Zeit hier im Felde dienen müssen, zu bringen haben. Der Schaden, der Manchem durch diese lange Abwesenheit an seinem Haus und Hof, Handwerk oder Handel erwächst, kann vielleicht seinen Wohlstand auf Jahre hin zurückbringen. Nur wenn der Zweck dieses Krieges vollständig erreicht und Schleswig-Holstein für immer dadurch von der dänischen Tyrannei erlöst wird, werden auch diese braven preußischen Reservisten sich mit dem Gedanken für das hohe Ziel, dem sie alle diese Opfer brachten, trösten, sollte aber ein schmachvoller Frieden, wie Preußen solchen leider 1850 mit Dänemark schloß, auf's Neue das Ende sein und die stumpfen Federn der Diplomaten wieder verderben, was die scharfen Schwerter der Soldaten erwarben, so würden sich dessen Urheber mit ihrem gerechten Fluche beladen. Auch

der Nebenmann dieses schreibenden Familienvaters scheint an einem verdrießlichen Geschäftsbriefe zu schreiben. Er ist ein junger, leichtsinniger Student, der in seiner Garnison außer seinen verschiedenen Geliebten auch noch eine nur zu große Zahl ungeduldig — aber wohl vergeblich harrender Gläubiger zurückließ. Die Feldpost, diese vortreffliche Einrichtung, bringt aber nicht bloß angenehme, sondern mitunter auch recht unangenehme Sendungen und zu diesen gehören vor Allen die Mahnbriefe grober Manichäer an ihre saumseligen Schuldner. Solchen recht groben Mahnbrief eines alten Wucherers mit möglichst höflichen Entschuldigungen wieder zu beantworten, und die gewandtesten Scheingründe zu ersinnen, um den Alten zur Verlängerung des Wechsels zu bewegen, ist so eben die mühsame Arbeit dieses jungen Soldaten; kein Wunder daher, daß sein sonst so fröhlich-leichtsinniges Gesicht, für den Augenblick wenigstens, eine recht verdrießliche Miene zeigt.

Doch plötzlich hört er seinen Namen laut rufen und von einem fernen Tisch winken ihm dort sitzende Kameraden gar verlockend mit den vollen Flaschen zu. Sogleich verschwindet sein mürrisches Aussehen, er vergißt seine Gläubiger, verspart sein Entschuldigungsschreiben auf eine gelegenere Zeit, packt eiligst sein Schreibgeräth zusammen und verläßt in hastigen Schritten den improvisirten Schreibtisch, um sich zu den frohen Zechern zu begeben. Lustige Rheinländer von einem Garderegiment sind es, die sich hier zusammengesetzt haben, lauter

frische, fröhliche Söhne des gebildeten Mittelstandes, wie solcher an den prächtigen Ufern des Rheins, dieses Fürsten der deutschen Flüsse, so zahlreich vorhanden ist. Der Eine, dessen Vater ein wohlhabender Weinbergbesitzer bei St. Goar ist, erhielt von diesem einige Dutzend Flaschen aus dem Mutterfäßchen in der hintersten Ecke des Kellers abgezogen. Fürwahr eine vortreffliche Sendung für einen vor den Düppeler Schanzen im Felde stehenden Soldaten, die nicht allein ihm, sondern auch dem Kreise seiner besten Kameraden, welche Alle — des Kriegers stetes Loos, sowohl in der Garnison wie im Feldlager — an ewig durstigen Kehlen leiden, vortrefflich zu statten kommt. Aus umherliegenden Backsteinen werden zwar etwas harte, dafür aber auch desto kühlere Sitze aufgebaut. Die Kiste, in der die Flaschen verpackt waren, bildet den Tisch und da es an Gläsern fehlt, so erhält Jeder der Zecher vorher eine dieser langhalsigen, grünen Rheinweinflaschen, deren Anblick allein schon jedes Menschen Auge wie Herz erfreuen muß, um sich das edle Naß, dies flüssige Gold wie so recht bezeichnend der Rheinwein genannt wird, nach Lust und Belieben in seinen Feldbecher von Leder, oder in einen halbzerbrochenen, mit Bindfaden nur mühsam wieder zusammengebundenen, thönernen Milchtopf, oder was für ein Trinkgefäß er nun auch sonst immerhin aufgetrieben hat, einzuschenken. Manche, die gar kein derartiges Geschirr bekommen konnten oder wollten, trinken auch in vollen Zügen ohne Weiteres aus der Flasche und

thun vielleicht auch am Besten hieran. Wie fröhlich geht es jedoch in diesem Kreise zu, wie würde Keiner der hier zechenden Soldaten seinen Steinsitz mit dem reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon vertauschen. Ein anderer Grenadier des Regiments, ein stämmiger Sohn der rothen Erde Westphalens, hat von seinem Vater, einem Freihofsbesitzer unweit Dortmund, einen mächtigen geräucherten Schinken geschickt erhalten und diesen jetzt auch zum allgemeinen Gebrauch der Kameraden auf die Kiste gelegt. Mit dem Taschenmesser schnitt Jeder sich ein gehöriges Stück davon herunter, Schwarzbrod, so schwarz und grob wie der beste westphälische Pumpernikel, kann man in Schleswig-Holstein genug bekommen und aus freier Faust wird nun von den Soldaten hier im Felde ein Mahl verzehrt, was ihnen besser als das üppigste Diner im Bundestagspalast in Frankfurt mundet. Blauer Himmel, warmer Sonnenschein, lustige Gesellschaft braver Kameraden und dazu ein Stück Schinken und Schwarzbrod in der linken, eine blinkende Rheinweinflasche in der rechten Hand kann sich ein Soldat im Felde wohl etwas Besseres wünschen, werden solche Stunden nicht Allen, die sie genießen durften, für ihr ganzes ferneres Leben unvergeßlich bleiben? Wie froh klingt auch der volle Gesang

„Am Rhein, am Rhein da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein, gesegnet sei der Rhein“

der Trinker in die klare Frühlingsluft hinein. Wahrlich Claudius, der edle Dichter dieses schönen Liedes, ebenfalls ein Sohn Schleswig-Holsteins, ein Land was überhaupt ja Deutschland schon so viele überaus tüchtige Männer in allen Fächern des Wissens wie Schaffens schenkte, hat sich wohl nicht gedacht, daß noch nach mehr als 50 Jahren nach seinem Tode sein Rheinweinlied von rheinländischen Grenadieren, welche auszogen, um sein Vaterland für immer von der dänischen Tyrannei zu befreien, hier oben im Sundewitt gesungen würde.

In ein lautes aus voller Brust kommendes „Hoch" brachen so eben die singenden und trinkenden Soldaten aus, und Einer von ihnen steht auf und ladet mit sehr höflichem aber ungezwungenem Anstand einen Officier, der so eben zufällig nicht weit von ihrem Kreise vorüberging, ein, eine Flasche Rheinwein mit ihnen zu leeren. Freundlich dankend nimmt dieser die gut gemeinte Einladung an und verweilt ein halbes Stündchen bei der lustigen Gesellschaft, die ihm den bequemsten Sitz einräumt und das einzige Weinglas, was hier vorhanden ist, darbietet. Es ist der Hauptmann der Kompagnie nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, ihr wahres Haupt, und die herzliche Freude, mit der ihn jetzt seine Soldaten empfangen, zeigt am Besten wie hoch sie ihn ehren und achten.

Sang unser unsterblicher Schiller in seinem für alle Zeiten unübertroffenen Meisterwerk echt soldatischen Lebens und Treibens „Wallensteins Lager"

„Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird ihm das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein,“

so kann es fast mit noch größerem Rechte heißen:

„Im Felde da ist der Officier noch was werth“ u. s. w.

Was helfen im Kriege wohl alle Subordination und Disciplin, so strenge auch sonst mit Recht auf diese nebst dem Muthe wichtigsten Eigenschaften einer feldtüchtigen Truppe gehalten wird, wenn die Soldaten einer Kompagnie ihren Hauptmann nicht auch aus freiem Antriebe ehren und lieben und ihn nicht als ihr wirkliches Haupt ansehen. In der gewöhnlichen Friedensgarnison kann man mit bloßer Strenge und pedantischer Kamaschenfuchserei wohl stramme Paradesoldaten erziehen und die einmal eingerichtete Maschinerie des täglichen Dienstes damit allein in dem gewohnten Gang erhalten, im Kriege jedoch wird man lediglich damit verzweifelt wenig ausrichten. Noch gar viele andere ungleich höhere Eigenschaften verlangt der Soldat dann von seinem Officier, wenn er ihm mit Vertrauen folgen soll, und wehe der Kompagnie, Batterie oder Schwadron, welche Führer besitzt, bei denen dies nicht der Fall ist, sie wird in ernsthaften Fällen außerordentlich wenig leisten. Die preußischen jungen Soldaten hätten am 18. April wahrlich nicht die Tod und Verderben sprühenden Batterien der Düppeler Schanzen mit

so begeistertem Muthe erstiegen und willig zu Tausenden ihr Blut bei der Einnahme dieser steilen Höhen verspritzt, wenn ihnen nicht die Mehrzahl ihrer Officiere mit so begeisterndem Beispiele dabei vorangegangen wären und überhaupt mit vollem Rechte das unbedingte Vertrauen ihrer Untergebenen besaßen. Ehre und Preis daher allen den preußischen Officieren und Soldaten, welche diesen glänzenden Sieg zu Ehren Deutschlands erfochten, und überhaupt in diesem ganzen Feldzuge schon so außerordentlich viel geleistet haben.

Eine Ablösung der Vorposten, die so eben von dem Dienst auf der Feldwacht wieder in die Kantonirungsquartiere einrückt, zeigt schon durch ihr äußeres Aussehen wie beschwerlich der Dienst sein muß, den die Soldaten daselbst zu verrichten haben. Wahrlich man erkennt fast die sonst ihres reinlichen und ordentlichen Anzuges wegen allgemein bekannten preußischen Krieger jetzt in ihnen kaum wieder. Die schon arg mitgenommenen Hosen sind in die Stiefeln gesteckt, die bis fast hoch über die Schäfte mit einer dicken Dreckkruste wie überzogen aussehen. Um den Hals hat sich fast jeder Soldat ein dickes Tuch oder einen gestrickten rothen Schawl gebunden, der Waffenrock, dessen Knöpfe wohl lange nicht mehr geputzt wurden, steht vorne halb offen, da die darunter gezogene dicke graue Wollenjacke das Zuknöpfen nicht erlaubte, dem Mantel, mit langer Kaputze hinten daran, sieht man es nur zu deutlich an wie viele Nächte er nun bereits zum Lager in dem Vieh-

stall oder am Bivouakfeuer oder in den schmutzigen halb mit Wasser gefüllten Transcheengräben dienen mußte, der sonst so hell schimmernde Adler auf dem Messingschilde der Pickelhaube ist so mit Grünspan überzogen, daß er fast graugrün aussieht; kurz für eine Parade passen diese von den Vorposten zurückkehrenden Soldaten nicht im Mindesten. Ihr Aussehen jedoch ist sonst frisch und munter, und aus den Augen blitzt ein gewisses kühnes Selbstvertrauen, welches schon gefallen muß. Es ist überhaupt erstaunlich, wie schon ein Feldzug von nur wenigen Wochen selbst dem jüngsten Rekruten, der noch vor einigen Monaten ein tölpelhafter Bauernbursche war, Gewandtheit und Selbstvertrauen zu verleihen vermag.

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Wie zeigt sich auch die überaus gute Laune, welche die preußischen Soldaten hier vor den Düppeler Schanzen trotz der großen Anstrengungen und den vielfachen Entbehrungen, denen sie ausgesetzt sind, sich stets bewahrten in all ihren tausendfachen Scherzen und Späßen. Gar die vielen Berliner, die im 24., 35., 60. und 64. Infanterieregiment, welche sich bei jeder Gelegenheit bisher so vortrefflich schlugen, vertheilt sind, bewahren auch hier im Felde ihre witzige Laune und ihre stets schlagfertigen Zungen, wodurch sie so sehr bekannt sind. Es ist mitunter vorgekommen, daß die Dänen ausge-

stopfte Strohpuppen in einen alten Mantel gesteckt und mit einer ausrangirten Feldmütze auf dem Strohkopf heimlich hinter einer Hecke aufstellten, um dadurch die Preußen zu veranlassen, diese Puppe für einen feindlichen Vorposten zu halten und ihre Munition nutzlos darnach zu verschießen. Solche ausgestopfte „Hahnemanns“ (Spottname der Dänen) von den Berlinern „Pietsch“ genannt, spielen nun eine große Rolle bei den Belustigungen der Soldaten. Sie putzen solche auf alle Weise heraus, kleiden sie in erbeutete dänische Uniformen, und bewaffnen sie mit einem ganzen Arsenal von feindlichen Waffen. Ein Künstler in der Kompagnie — und wo findet man wohl eine Berliner Kompagnie, in welcher nicht alle möglichen Künste vertreten wären — hat der Puppe aus Leinwand oder Pappe inzwischen eine Maske verfertigt. Mit Ziegelmehl gefärbte, knallrothe Backen, schwarze, von einer geschickten Hand kühn mit der Kohle gezeichnete Augenbrauen, und ein riesiger aus Kuh- oder Pferdehaaren verfertigter und mit Schuhwichse steif aufgedrehter Schnurr- und Knebelbart geben dem „Pietsch“ in der That ein äußerst martialisches Ansehen. So ausstaffirt wird er mit präsentirendem Gewehr als beständige Schildwache vor dem Quartier des Hauptmanns aufgestellt, oder man gibt ihm mit drohend angeschlagener Flinte einen Platz hinter einer Hecke oder einer Hausecke, um etwaige neugierige Besucher der Kantonirungen oder Bauern, die Kriegsvorspann leisten müssen, kurz alle derartigen

Personen, welche diese Strohpuppen noch nicht kennen, dadurch zu erschrecken. Andere „Pietsche“, die dann gewöhnlich als dänische Generale kostümirt sind, werden geschickt mit beweglichen Gliedern angefertigt und dienen an einem Baume oder einer Hauswand aufgehängt als „Hampelmanns“ in vergrößertem Maßstabe zur Belustigung der wie große Kinder mit ihnen spielenden und über ihre Tänze und Gliederverrenkungen oft in das lauteste Gelächter ausbrechenden Soldaten. Auch ein großes Marionettentheater ward von einigen Füselieren schon etablirt, während Andere wieder in den abenteuerlichsten Kostümen von der Welt, und oft als Bäuerinnen in alten Weiberkleidern angezogen, die wildesten Ballette und Pantomimen aufführen, bei denen die Sprünge und Tänze dieser als Frauen verkleideten Grenadiere oder Artilleristen freilich wohl nicht immer die decentesten sind, und sich für Damenaugen gerade selten eignen mögen. Eine beliebte Belustigung der Soldaten besteht auch darin, daß ein besonders starker und gewandter Kamerad mit Hülfe eines alten schwarzen Pelzes und einiger Schaffelle als ein Tanzbär, dem eine aus rothem Tuch geschnittene Zunge fußlang aus dem Maule hängt, verkleidet wird, während ein Anderer sich als polnischer Bärenführer kostümirt, drei bis vier Soldaten hingegen, ebenfalls möglichst bunt angezogen, mit Trommeln, Pfeifen, alten Kochkesseln als Pauken und Feuerzangen als Triangeln versehen, eine wirklich infernalische Musik dazu aufführen. Selbst bis zu Kameelen, die

dann von zwei besonders stämmigen Soldaten mit Hülfe alter Packleinwand ganz besonders geschickt dargestellt werden, während ein kleiner Tambour, als Affe verkleidet, darauf hockt und Gesichter schneidet, versteigt sich mitunter die Kunstfertigkeit der Leute. Unter lauter Musik, von einem Haufen lachender und jubelnder Soldaten gefolgt, ziehen dann diese Bärenführer vor die Quartiere der besonders beliebten Officiere. Ein helltönender Tusch wird hier geblasen, getrommelt und gepfiffen, worauf dann der Tanzbär unter lautem Gebrumme und obligaten Peitschenhieben und komischen Drohungen des Bärenführers seine Tänze und Purzelbäume macht. Eine oft sehr witzige von einem Poeten der Kompagnie gewandt in Knittelversen gebrachte Rede des Bärenführers schließt gewöhnlich den Aufzug. Die Officiere spenden dem zuletzt mit einem Teller herumgehenden Bärenführer nun einige Cigarren oder eine Flasche Wein oder Branntwein, oder Lebensmittel und ähnliche kleine Geschenke zur Belohnung, was dann später von den Soldaten, welche die Verkleidung aufführten, gemeinsam verbraucht wird, daß es nicht an großen wie kleinen Sängerchören, die oft wirklich ganz vortrefflich singen, fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. So herrschte, so wie nur die Witterung sich einmal etwas günstig zeigte, sogleich das regste Leben und Treiben und die sorgloseste Fröhlichkeit in allen näher oder ferner an den Düppeler Schanzen im Sundewitt liegenden Quartieren der preußischen Soldaten. Wahr-

lich wer ein heiteres Lagerleben, eine tolle, jedoch stets die nun einmal für jedes kriegstüchtige Heer unumgänglich nothwendigen strengen Gesetze der Disciplin niemals überschreitende Fröhlichkeit der Soldaten kennen lernen wollte, der brauchte nicht die sonst in dieser Hinsicht bekannten französischen Kriegslager zu besuchen, denn er konnte bei den in Schleswig-Holstein stehenden preußischen Truppen ein Gleiches finden. Wir haben in Deutschland alle Elemente zu nicht allein muthigen und kriegstüchtigen, sondern auch lustigen Soldaten und wollte man im preußischen Heere eine Truppe gleich den französischen Zuaven bilden, so würden die Berliner Jungen die gleiche Rolle dabei spielen, wie die Pariser Gamins dies bei den Zuaven thun. Die frohe Stimmung und der Witz der preußischen Soldaten im Sundewitt zeigen sich auch in den verschiedenen komischen Benennungen, welche sie manchen Gebäuden und Ortschaften oder auch nur den ambulanten Marketenderwirthschaften beigelegt haben. An einem von den Kugeln des „Rolph-Krake“ halb zerstörten Bauernhause prangt ein großes Schild auf dem mit riesigen Buchstaben geschrieben steht: „Hier können Familien mit Kindern sich ihren Kaffee gegen ein Billiges selbst kochen,“ eine gewöhnliche Inschrift der Berliner Kaffeehausgärten unteren Ranges, eine andere augenblicklich von einem Marketender errichtete Bretterbude, in der Schnaps, Knackwürste und derartige Lebensmittel verkauft werden, welche in der Nähe einer Möserbatterie angelegt ist,

wird von den Soldaten „Zum stillen Vergnügen" genannt, eine sehr schmutzige, kaum mit dem Nothdürftigsten versehene, auch schon halb zerstörte Dorfschenke hat den stolzen Titel „Der große Jagos" (bekannte vornehme Berliner Restauration) erhalten, eine andere Schnapswirthschaft heißt zum „Vater Rhein", dann sind Orte „Zum Paradiese" und „Was das Herz nur wünscht und der Magen begehrt" und wie diese und ähnliche Inschriften noch weiter heißen mögen, jetzt im Sundewitt zu finden. Man sieht, die Spuren des Soldatenwitzes und Soldatenhumors zeigen sich jetzt überall. Auch lustige und ernste Kriegslieder entstehen bei den Truppen in Menge und fast jedes Regiment hat seinen besonderen Feldpoeten, dessen Lieder, wenn sie dem Geschmack seiner Kameraden zusagen, gar bald von zahlreichen Sängerchören gesungen werden. So hat besonders auch ein im 60. Linienregiment augenblicklich dienender Volksschullehrer aus Berlin mehrere selbst höhere Ansprüche befriedigende Lieder gedichtet, die von allen Truppen vielfach gesungen werden und gewiß noch nach Jahrzehnten in den Regimentern, welche jetzt diesen Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachen, verbleiben. Eine reiche Sammlung von komischen Anecdoten, humoristischen Einfällen und witzigen Bemerkungen läuft dabei in allen Regimentern von Mund zu Munde, und besonders gute derartige Erzählungen gehen mitunter durch das ganze Korps und werden von Officieren wie Soldaten gleichmäßig belacht.

So fehlt es den Truppen nicht an den verschiedensten Mitteln, sich die Langeweile der schlechten, überfüllten Quartiere zu verscheuchen, und was die Soldaten zu diesem Zwecke nur irgendwie ersinnen können, wird gewiß von ihnen auf das Aeußerste benützt. Fast jede Kompagnie, Batterie oder Schwadron hat außerdem ein Paar privilegirte Spaßmacher und Haupterzähler, deren lustigen Späße oder launig vorgetragenen Geschichten oft sogar auch lange, rührsame Ritter- und Räubergeschichten, oder grausige Spukerzählungen, oder anmuthige Volksmährchen, auf den Märschen oder bei den Bivouaksfeuern, bei schlechtem Wetter auch in den Ställen und Scheuern, die als Quartiere dienen, mit lauter Stimme vorgetragen und von einem zahlreichen Kreis uniformirter Zuhörer andächtig vernommen werden. Der Lohn dieser privilegirten Spaßmacher und Erzähler besteht in mancher Extrapfeife Tabak oder Cigarre und manchem langen Schluck aus der dargereichten Feldflasche der Kameraden. Von den Officieren werden natürlich alle dergleichen Späße und Belustigungen auf jegliche Weise zu begünstigen gesucht, da sie viel dazu beitragen, die Soldaten bei froher Laune und dadurch wieder bei guter Gesundheit zu erhalten.

Plötzlich jedoch kommt eine Nachricht, welche alle die verschiedenen friedlichen Beschäftigungen und Belustigungen der Soldaten, welche wir hier zu schildern versuchten, wie mit einem Zauberschlag unterbricht. Die Köche werfen ihr Kochgeschirr, die Schreiber ihre Federn und

Papierbogen eiligst bei Seite, die Schuster und Schneider springen in möglichster Schnelligkeit auf, der Tanzbär entpuppt sich mit einer Geschwindigkeit, wie solche auf dem besten Theater nicht größer sein kann, in einen stämmigen Musketier, der wie ein Pfeil so schnell in sein Quartier schießt um Wehr und Waffen zu ergreifen, und der Erzähler bricht mitten in der spannendsten Schilderung oder bei dem drolligsten Witze plötzlich ab. Auf schaumbedecktem Rosse ist ein Adjutant angesprengt um dem Bataillonskommandeur die Nachricht zu bringen, das Bataillon möge augenblicklich antreten und dann in schleunigster Eile nach dem und dem Punkte hinmarschiren um dort die weiteren Befehle zu erwarten. Schon die Erscheinung des Adjutanten, sein schäumendes Roß, die Hast, mit welcher er nach dem Major fragt, verkünden den Soldaten den Zweck seiner Ankunft. Ohne nur auf die Allarmtrommel zu warten, eilen sie sich zu rüsten, und kaum haben die Tambour auf ihren Trommeln das Allarmsignal gewirbelt, so stehen die Kompagnien schon aufmarschirt da. Die größtmöglichste Schnelligkeit in Allem ist im Kriege mit ein Haupterforderniß eines guten Soldaten, dies haben die preußischen Truppen in diesem Feldzuge schon gelernt, und der Ehrgeiz der einzelnen Leute ist so groß, daß fast ein Jeder sich bestrebt, der Kompagnie, der er angehört, einen besonders guten Ruf hinsichtlich ihrer Kriegstüchtigkeit zu verschaffen. So muß es auch in jeder ehrliebenden Truppe, wie zum Heile von ganz

Deutschland die preußische Armee dies in so ausgezeichneter Weise ist, sein, denn die Befehle und Anordnungen der Officiere, so wichtig sie auch immerhin sind, können es allein nicht schaffen, der eigene Eifer der Soldaten selbst muß das Beste hiebei thun.

Im Frieden wird in jeder gut disciplinirten Armee mit vollem Rechte sehr strenge auf Reinlichkeit und Ordnung in der Kleidung und Haltung der Soldaten gesehen, denn eine Truppe, die in der Friedensgarnison schon verlottert aussieht, würde im Felde gar bald eine ungeordnete, zu Nichts zu gebrauchende Schwefelbande werden. Bei einer plötzlichen Allarmirung, dem Feinde gegenüber, fällt natürlich jede strenge Musterung wie vor einer Friedensparade fort, gänzlich fort, denn abgesehen von allem Anderen hat man schon keine Zeit dazu um eine solche anzustellen. Ob der Waffenrock offen oder zugeknöpft, die Hose hoch in die Stiefelschäfte gesteckt, der Hals durch ein buntes Tuch besser geschützt ist, auf alle solche Kleinigkeiten kommt es jetzt weiter nicht viel an, wenn nur das Gewehr gut in Ordnung und die Munition vorräthig ist. In der größten Schnelligkeit sehen die Unterofficiere ihre Korporalschaften nach, und kaum einige Minuten sind vergangen, da steht das Bataillon schon vollständig zum Abmarsch bereit aufmarschirt da. Der Major und sein Adjutant, hoch zu Roß, setzen sich an die Spitze, die Kommandoworte ertönen, in gut geübter Schnelligkeit, gleich einer riesigen Maschine, geschehen die befohlenen Bewegungen, die

Trommler schlagen an, und im Geschwindschritt geht es vorwärts.

Schon tönen dumpf einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne durch die klare Frühlingsluft. Wie aufmerksam lauschen die Soldaten diesen Klängen, wie stockt sogleich jedes laute Gespräch, oder der Gesang, den einzelne Rotten anstimmten, um besser darauf lauschen zu können. Immer lauter werden die Schüsse, immer kürzer die Zwischenräume, in denen sie aufeinander folgen. Unwillkührlich fast, und ohne daß die Befehle dazu nöthig sind, beschleunigen die Soldaten von selbst ihre Schritte, so gewaltig treibt sie die Ungeduld dazu, ja nicht zu spät zu kommen, um noch rechtzeitig in das Gefecht mit eingreifen und ihren Kameraden schleunigst zur Hülfe kommen zu können. Jetzt knattern auch schon einzelne Flintenschüsse, und man kann die scharfen Klänge der preußischen Zündnadelgewehre von den dumpferen der dänischen Musketen deutlich unterscheiden. Das Gefecht da vornen gegen die Schanzen zu scheint sich jetzt schon vollständig entwickelt zu haben, und wie von selbst brechen die Soldaten in ein lautes freudiges Hurrahgerufe aus. — Mit stolzem Lächeln wendet sich der Major auf seinem Rosse nach der muthigen Schaar um und seine sonst männlich-ernsten Züge erhalten dabei einen frohen Ausdruck. Er kann auch schon mit Recht sich stolz fühlen, der Führer einer so tapferen Schaar zu sein, denn ein Bataillon, das bei der gewissen Aussicht, bald in ein blutiges Gefecht zu kommen, aus freiem Antrieb

in ein freudiges Hurrah ausbricht, wird sicherlich Tüchtiges leisten, und sich sowohl selbst wie auch seinem Führer Ruhm und Ehre erwerben. Jetzt ist eine kleine Anhöhe im Geschwindschritt erstiegen. Eine weite Aussicht auf den Alsener Sund, und hinter ihm auf die Insel Alsen, und auf der anderen Seite auf die mächtigen Höhen der Düppeler Schanzen eröffnet sich von hier aus den Soldaten. Es ist im Frieden und im Frühling eine reiche, schöne Aussicht, die man hier genießt; jetzt aber geht deren Reiz den Soldaten freilich gänzlich verloren, denn gar andere Gegenstände fesseln im höchsten Grade ihre Aufmerksamkeit. Auf dem Alsener Sunde fährt mit voller Maschinenkraft das dänische Panzerschiff der „Rolph-Krake" umher und tauscht eifrig gut gemeinte Schüsse mit einer preußischen Strandbatterie aus. Wie eine breite, lange dunkle Schildkröte schwimmt dieser Rolph-Krake, von den Soldaten „Rudolph Arrak" genannt, auf dem Wasser umher. Kaum zwei Fuß hoch ragen seine Eisenwände aus den blauen Fluthen hervor, so tief hat er sich während des Gefechtes durch in seinen Raum eingelassenes Wasser sinken lassen, um den Geschützen der Batterie ein möglichst geringes Zielobject darzubieten. Aus seinem kurzen dicken Rauchfangrohr steigt eine mächtige schwarze Rauchwolke in die Luft, während aus dem niederen mit Eisenschienen dickgepanzerten Thurme auf seiner Mitte bisweilen die feurigen Blitze der Kanonenschüsse hervorsprühen. Die meisten Kugeln aus seinen Geschützen treffen die Batterie

nicht, sondern gehen in hohem Bogen weit über sie hinweg, tiefe Löcher in die grauen Saatfelder, in welche sie hineinfahren, aufwühlend. Mit schnellem Feuer antwortet die preußische Batterie, und ist mitunter ganz in eine graue Rauchwolke gehüllt, bis ein Windstoß den über ihr schwebenden Pulverdampf wieder mehr zertheilte. Viele preußische Kugeln schlagen nutzlos in das Meer. Es sieht hübsch aus, wenn eine Kugel aus einem gezogenen Geschütz auf das Wasser aufschlägt, und dann förmlich eine kleine Fontaine aufspritzend, wieder ricochettirt und noch eine ganze Reihe immer kürzer und kürzer werdende Sprünge macht, bis sie endlich, gänzlich matt geworden, in die unergründliche Tiefe hinabsinkt. Obgleich ein so niederes, unaufhörlich bewegliches Ziel, wie der Rolph-Krake ist, sehr schwer getroffen werden kann, so finden die Kugeln aus dem, von sehr geschickten Artilleristen bedienten, unübertrefflichen gezogenen Geschützen der preußischen Batterie, doch häufig ihr Ziel. Es dröhnt zwar weit durch die Luft, wenn so eine Kugel aus dem gezogenen Geschütz mit gewaltigem Schlag die Eisenplatten des Panzerschiffes trifft und dann zurückprallend wieder in das Meer fällt. Zu dick sind die schweren Eisenmassen des Rolph-Krake, als daß die Kugeln der meisten Geschütze hindurchzubringen vermögen, und erst bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April, gelingt es einigen Granatschüssen aus den vierundzwanzig-Pfündern, einzelne Platten zu zersprengen und an zwanzig

Mann im Innern dieses eisernen Ungethüms zu tödten oder zu verwunden.

Während eine preußische Strandbatterie sich sehr lebhaft mit diesem Rolph-Krake herumschießt, ohne daß beide Gegner sich eigentlich besonders vielen Schaden zuzufügen vermögen, hat sich vor den Schanzen schon ein lebhaftes Infanteriegefecht entsponnen. Die preußischen Vorposten geriethen zuerst mit ihren Feinden in ein kleines Scharmützel und da die Dänen schnell mehrere Bataillone aus den Schanzen führten, um die Preußen wo möglich immer weiter zurückzudrängen, so gewann allmählig dies Gefecht immer mehr an Ausdehnung und Stärke, obgleich es sich im Wesentlichen bisher noch auf ein gegenseitiges Geplänkel der Tirailleurketten beschränkte. Hinter den Hecken, Gräbenrändern, einzelnen Baumstämmen, kleinen Steinhaufen, Erdhügeln, kurz überall, wo sie nur die mindeste Deckung zu finden hoffen können, haben sich die tiraillirenden Soldaten versteckt und ihre Schüsse blitzen dahinter hervor, ohne daß man die Schützen selbst oft nur sehen kann. Der hier commandirende preußische Brigadegeneral hatte bisher nur so viel Mannschaft, daß er das Gefecht nur hinzuhalten, nicht aber die Dänen wieder hinter ihre Wälle zurückzutreiben vermochte; jetzt aber, da er Verstärkung erhalten hat, faßt er den Entschluß, sogleich zur Offensive überzugehen. Ein im vollen Laufe seines Rosses quer durch die Felder und über Gräben und Hecken hinwegsprengender Brigadeadjutant bringt dem so

eben auf der Kuppe des Hügels angelangten frischen Bataillon den Befehl, sogleich mit in das Gefecht einzugreifen. Zwei Kompagnien sollen sich ebenfalls in Tirailleursketten auflösen und eiligst vorangehen, die beiden andern aber geschlossen bleiben und als Reserve langsamer nachrücken. Die beiden Flügelkompagnien werden von dem Bataillonscommandeur nun zur Tirailleurskette bestimmt. Mit freudigem Hurrah empfangen die Soldaten dieser beiden Kompagnien solch' willkommenen Befehl, und werden von ihren Kameraden in den zurückbleibenden Kompagnien nicht wenig deshalb beneidet. Im Laufschritt geht es nun noch einige hundert Schritte vorwärts, dann beginnen sich die Tirailleursketten zu formiren. In unübertrefflicher Ordnung und Regelmäßigkeit, ganz wie auf dem Exercierplatz der Friedensgarnison, geschieht dies Tirailliren, und man sieht es den einzelnen Soldaten an der Sicherheit und Schnelligkeit aller ihrer Bewegungen an, wie gut sich die strenge Schule des Dienstes, in welcher sie erzogen wurden, bei ihnen bewährt. Das viele Exercieren und die stete sorgfältige Ausbildung der Soldaten, wodurch sich die preußische Armee so rühmlichst auszeichnet, hat in diesem ganzen bisherigen Schleswig-Holsteinischen Feldzuge bei jeder Gelegenheit schon die besten Früchte getragen und mit den verhältnißmäßig geringsten Opfern sind die größten Erfolge erzielt worden.

Das preußische Zündnadelgewehr hat sehr viele überaus vortreffliche Eigenschaften. Doch verleitet das schnelle

Schießen damit die Soldaten leicht zu einem zu hastigen Feuern aus weiter Entfernung, und es muß daher die stete Sorge der die Tirailleursketten commandirenden Officiere sein, ihre Mannschaft hieran zu verhindern. So haben denn auch jetzt die Officiere aufmerksam darauf zu machen, daß die einzelnen Soldaten nicht schon zu schnell zu schießen anfangen, und häufig hört man die lauten Rufe: „Noch nicht schießen, Ihr Leute!“ oder „Wartet mit dem Schießen, bis wir den Dänen näher gerückt sind und ihnen dann unsere blauen Bohnen desto besser zwischen die Rippen schicken können,“ und was derartige Ausrufungen mehr sind.

Jetzt fangen aber schon einzelne dänische Spitzkugeln an, den vorrückenden preußischen Tirailleurs über die Köpfe zu pfeifen. Es ist ein ganz eigenthümliches, die Nerven unangenehm berührendes Geräusch, was eine Kugel und gar eine Spitzkugel macht, die einem dicht über dem Kopfe oder nahe dem Ohre vorbeifährt. In der Sekunde, wo man dies zischende Gepfeife hört, ist die Kugel auch schon vorbei und kann einen selbst nicht mehr verletzen und doch fühlt man die Neigung, unwillkührlich sich mit dem Kopfe zu bücken oder wegzudrehen und nur eine längere Gewöhnung läßt den Soldaten zuletzt ganz gleichgültig bei solchem Gepfeife bleiben.

Jetzt erschallt das Signal, die Tirailleurskette solle vorläufig nicht weiter vorgehen, sondern Deckung nehmen und auch ihrerseits das Gefecht beginnen.

„Na nu geht der Tanz an, wahre Dich, Hahnemann,

daß er nicht zu heiß für Dich wird," spottet ein Musketier, sein Zündnadelgewehr abfeuernd. Plötzlich trifft eine dänische Kugel den Pfeifenstummel, aus dem er, mitten im Gefecht, gemüthlich fortraucht, und reißt solchen mit derbem Ruck ihm aus dem Munde. „Na nu, wat soll denn dat, kostet mich der Pfeifenkopf mit dem schönen bunten Frauenzimmer, was darauf gemalt ist, meine baaren fünf Silbergroschen, und ist nu ganz kaput; warte, verfluchter Hahnemann, dat sollst Du mir bezahlen," ruft der ergrimmte Soldat, seine ganz zersplitterte Pfeife betrachtend, ladet dann schnell sein Gewehr wieder, zielt langsam und bedächtig und streckt durch seinen Schuß den ihm gegenüberstehenden dänischen Tirailleur — wahrscheinlich derselbe, der ihm seine Pfeife zerschoß — zu Boden. „Siehst Du, Hahnemann, dat Brüüden (Necken) geiht um, und wer zuletzt lacht, lacht am Besten; Du schoßst mir nur durch den Pfeifenkopf, ich aber schoß Dir durch deinen eigenen Kopf," schmunzelt jetzt, über diesen guten Treffer sich freuend, der Soldat, ein recht stämmiger Altmärker. In dem Augenblick traf eine dänische Kugel einen anderen Soldaten in die Backe und riß ihm ein Stück Fleisch daraus fort, so daß sein Gesicht sogleich dick anschwoll. „Gehen Sie aus der Tirailleurskette fort und zum Verbandplatz und lassen sich dort verbinden," rief der zunächst stehende Officier dem Verwundeten zu, dem inzwischen ein Kamerad sein Schnupftuch als Compresse auf die Wunde gelegt und ein dickes Halstuch darüber gebunden hat. „Deshalb

noch lange nicht, Herr Lieutenant, zwar sprechen kann ich schlecht, aber das thut auch hier nicht nöthig, wenn ich man schießen kann, und das geht noch," antwortet der Verwundete mit undeutlicher Stimme aus dem dicken Tuch hervor, und fängt inzwischen ruhig an, sein Gewehr wieder zu laden und seinen früheren Platz in der Tirailleurskette wieder einzunehmen. Eine dänische Kugel traf inzwischen einen anderen Soldaten mitten in seine Patrontasche, die er vor sich auf den Bauch geschoben hatte. „Danke, Hahnemann, ich brauche Deine Kugeln nicht, unser König gibt uns schon so Munition genug. Ich werde Dir wieder eine davon zurückschicken," lachte dieser.

In dem Augenblick stürzte ein anderer Musketier, gerade durch den Kopf getroffen, sogleich todt zu Boden. „Warte Du verfluchter Däne, mir meinen guten Kameraden so mir nichts, dir nichts zu erschießen. Wenn Du aber glaubst, daß seine Patronen jetzt ungenützt umkommen sollen, so bist Du verdammt auf dem Holzwege," ruft ergrimmt ein danebenstehender Signalhornist, springt vor, ergreift das Gewehr und die Patrontasche des Getödteten und fängt nun ruhig statt seiner zu feuern an. Das Glück begünstigt ihn, und seine Kugeln treffen wirklich einige Dänen, ohne daß er selbst nur im Mindesten verwundet wird.

So geht das Tirailleurgefecht hier noch längere Zeit fort. Die preußischen Soldaten, von denen zwar manche schon mehr oder minder gefährliche Wunden erhalten haben, einige auch todt zusammengestürzt sind, fahren

trotzdem ruhig fort, ihre Witze in so heiterer Gemüthlichkeit, als wäre das Ganze nur ein bloßes Exerciermanöver mit Platzpatronen, zu machen.

Jetzt fängt eine vorgeschobene dänische Feldbatterie an, die Tirailleurskette mit Granaten zu beschießen, in der vergeblichen Hoffnung, sie dadurch zum Weichen zu bringen. Krachend und prasselnd, und viele Aeste und Zweige fortreißend, fahren die Kugeln in die Hecken und Büsche und die Bäume des dahinter befindlichen Dorfgartens.

„Na nu, dat wird doch schon zu toll und zu arg, schüttelt der Hahnemann schon jetzt die Bäume so stark, daß alle Aeste abbrechen, und wachsen doch noch gar keine Pflaumen daran, mich soll mal wundern, wie er das später zur Herbstzeit machen wird,“ ruft ein Soldat, als so eben ein voller Granatschuß dicht hinter ihm in einen Obstbaum prasselt, daß die Aeste und Zweige davon weit umherfliegen.

„O Hahnemann, o Hahnemann,
So sieh' doch Deine Schanzen an,
Denn vier Kanonen sind entzwee,
Die andern bringen wir an die Spree“

deklamirt plötzlich mit lauter Stimme Einer der bekannten Spaßmacher der Kompagnie, und macht dabei so komische Capriolen, daß alle Kameraden mitten im heftigsten Gefecht laut darüber zu lachen anfangen.

„Zur Gesundheit, Herr Hahnemann,“ ruft er wieder,

indem er in tollkühner Verwegenheit sich oben auf dem Grabenbord, hinter dem die Tirailleure liegen, hinstellt und aus seiner Feldflasche einen Schluck nehmend, den Dänen ein tiefes Compliment macht.

Einer der dänischen Scharfschützen, über diesen Spott entrüstet, muß aber den Preußen besonders genau auf's Ziel genommen haben, denn plötzlich kracht ein Schuß, und von einer Kugel getroffen fliegt seine Mütze ihm weit vom Kopfe. Einen Augenblick scheint der Schreck den Uebermüthigen doch ergriffen zu haben, denn er macht einen gar jähen Sprung, um so bald als möglich wieder hinter den sicheren Grabenbord zu kommen. Das schallende Gelächter seiner Kameraden gibt ihm jedoch alsbald seine Fassung wieder; er fühlt, daß es für immer mit seinem Rufe vorbei sein würde, wenn er jetzt Schrecken und Bestürzung verrathe, und seine Mütze wieder ergreifend, springt er auf's Neue auf den Grabenbord und diese hoch in der Rechten schwenkend ruft er laut: „Fehlgeschossen, Hahnemann, war ja nur die Mütze und nicht der Kopf — was so ein ächter Berliner ist, läßt sich nicht verblüffen.“ Ein Beifallsgelächter seiner Kameraden belohnt ihn abermals für dies neue Bravourstückchen, und hievon befriedigt, springt er schnell wieder zurück und setzt sein Schießen fort. Eine dänische Granate trifft jetzt ein Strohdach des Dorfes Oster-Düppel, dessen erste Gebäude unweit von dieser Tirailleurskette liegen, und setzt es schnell in Brand. „Der Hahnemann muß auch das Manöverreglement nicht

kennen, daß in der Nähe von Strohdächern gar nicht geschossen werden darf. Mindestens vier Wochen Arrest bei Wasser und Brod gehören solch' dummen Kerls," ruft wieder ein Soldat. So geht unter beständigem Lachen und Witzeleien der preußischen Soldaten das Gefecht noch eine kleine Weile fort, bis endlich der hier commandirende Brigadegeneral es an der Zeit hält, die ganze Sache durch einen energischen Sturmangriff zu beendigen.

Hell durch all' das Geknatter der Flinten und das dumpfe Gedröhne der Kanonenschüsse erschallen die wohlbekannten Töne des Signals zum avanciren. Auch die geschlossene Reserve rückt unter Trommel- und Pfeifenklang jetzt im Sturmschritt vor. „Vorwärts — Kinder folgt mir!" ruft der die eine in der Tiralleurskette aufgelöste Kompagnie befehligende Hauptmann seinen Soldaten zu, und mit dem Degen winkend, springt er auf den Rand des Grabenbordes. Ein allgemeines Hurrah der muthigen Soldaten ertönt, und so schnell als möglich folgen diese mit gefällten Bajonetten ihren Officieren. Zwar treffen die Schüsse der Dänen noch Manche der jetzt ungedeckt vorstürmenden Preußen, und verwundet oder selbst auch todt stürzen Einzelne der Stürmenden zu Boden, allein die Anderen lassen sich dadurch in ihrem Siegeslauf nicht aufhalten. „Fall was fallen mag, zum Beklagen und Betrauern der Gefallenen ist später noch Zeit genug; jetzt gilt es vor Allem, das Siegesziel zu erreichen."

Solch' Sturmgerufe der Preußen hat einen gar unsanften Klang in den Ohren der Dänen. Sie feuern noch eilig und ohne sich zum sicheren Zielen Zeit zu lassen, ihre Gewehre ab, und ergreifen dann mit möglichster Schnelligkeit die Flucht, um ja recht bald hinter ihren Schanzen vor jeder weiteren Verfolgung gesichert zu sein. Ein junger, schöner dänischer Officier, so recht eine nordische Heldengestalt, von riesenhaftem Gliederbau, wie solche besonders unter den höheren Ständen der dänischen Inseln gar nicht so selten vorkommen, ist über diese eilige Flucht seiner Soldaten entrüstet. Vergebens ist sein Rufen, daß sie Stand halten sollen, vergebens stellt er sich Mehreren der Laufenden selbst in den Weg, um sie aufzuhalten. Ein kleiner behender Freiwilliger, ein ächter Sohn der Stadt Berlin, ist der erste preußische Soldat, der in die Nähe dieses muthigen dänischen Officiers ankommt.

„Nehmen Sie Pardon und ergeben sich als Gefangenen, Herr Lieutenant," ruft er ihm mit vorgestrecktem Bajonnette zu. Ein wüthender Säbelhieb des Dänen, der das Bajonnett ganz krumm haut, ist die einzige Antwort auf diese Aufforderung. „Na, warte Danske, dat sollst Du bezahlen," ruft ein anderer, inzwischen angekommener Preuße, und ist im Begriff, sein Zündnadelgewehr aus größter Nähe auf den dänischen Officier abzufeuern. — „Laß es sein, Kamerad, so einen braven Officier dürfen wir nicht erschießen, sondern müssen ihn lebendig fangen," ruft der Freiwillige aus,

schnell das Gewehr seines Nebenmannes zur Seite schiebend. „Ich bin nicht umsonst Vorturner auf der Hasenhaide in Berlin gewesen. Paß auf, wie ich das mache,“ und mit katzenähnlicher Schnelligkeit und Gewandtheit springt er nach weggeworfener Flinte auf den Dänen zu, bückt sich in dem Augenblick, als dieser mit dem Säbel nach ihm haut, tief auf die Erde, so daß der Streich wirkungslos durch die Luft fährt, umklammert nun mit beiden Armen den Leib seines Gegners, stellt ihm mit vielgeübter Geschicklichkeit ein Bein und mit weitdröhnendem Fall stürzt der riesige Officier, ohne sich jedoch weiter dabei zu verletzen, zur Erde, und ist nun wehr- und waffenlos der Gewalt seines kleinen Gegners preisgegeben. „Ha, ha, ha, so machen es wir Berliner Turner; es geht doch nichts über die Turnerei,“ ruft in wohlberechtigter Siegesfreude der kleine Freiwillige stolz neben seinem besiegten Gegner stehend und dessen, bei dem Fall an die Erde gefallenen Säbel aufnehmend. Gutmüthig hilft er dann dem Gefangenen, der vom Fall noch etwas im Kopfe erschüttert zu sein scheint, so blaß und verwirrt sieht er aus, wieder auf die Füße und spricht gleichsam zur Entschuldigung: „Na nicht für ungut, Herr Lieutenant, daß ich Sie so hinplautzte. Sie sahen ja aber selbst, daß es nicht anders gehen wollte.“ Ohne ein Wort zu erwiedern, folgte der gefangene dänische Officier nun seinem Bezwinger.

Andere Dänen, die auf der Flucht noch von den Preußen eingeholt werden, lassen sich größtentheils leich-

ter gefangen nehmen. Manche werfen schon ihre Gewehre fort, so wie ihre Verfolger nur in die Nähe kommen, ja ein jütischer Soldat, ein Mensch mit einem unbeschreiblich stumpfen und dumpfen Gesichtsausdruck, wirft sich auf die Kniee, hebt jammernd und schreiend die Hände gegen die ihn umringenden preußischen Soldaten auf und scheint sie, in einer ihnen unverständlichen Sprache, dringend um etwas anzuflehen. Lachend schütteln die Sieger die Köpfe, denn sie verstehen die dänischen Worte des Jüten nicht, und können daher auf seine Bitten auch keine Antwort geben, bis ein gefangener Nordschleswiger ihnen verdolmetscht, der Jüte bitte flehentlich um sein Leben, da man ihm gesagt habe, daß die Preußen die üble Angewohnheit hätten, alle ihre Gefangenen zu schlachten und dann am Wachtfeuer gebraten als besonders gute Speise zu verzehren. Der ängstliche Jüte wird durch Hülfe des Nordschleswigers über sein ferneres Schicksal gänzlich beruhigt und ihm mitgetheilt, daß er von jetzt an in bequemer Gefangenschaft vor Hunger und Strapazen gesichert, und was ihm das Liebste zu sein scheint, auch vor allen preußischen Kugeln gesichert, seine nächste Zeit verdämmern kann, da nimmt sein bis dahin so ängstliches Gesicht einen sehr freudigen Ausdruck an. Und als nun gar ein Preuße ihm aus der vollen Feldflasche zutrinkt und ihm diese dann hinreicht, daß er mit einem guten Zug starken Branntweins sich von der überstandenen Angst wieder erholen möge, wie schmunzelt und feixst der kleine Kerl

da mit seinen dicken Plusterbacken, die vorhin vor Angst kreideweiß, jetzt schon wieder ihre volle Röthe bekommen haben, und wie lauft er vergnüglich neben dem ihn eskortirenden Soldaten her. Wie ein Pudel, der so eben seine tüchtigen Hiebe bekommen hat, und nun desto vergnüglicher um seinen Herrn herumspringt, sieht dieser gefangene Jüte aus.

Mehrere Südschleswiger, welche bisher gezwungen und ganz gegen ihren Willen im dänischen Heere dienen mußten, haben die günstige Gelegenheit dieses Gefechts auch dazu benutzt, um zu den preußischen Truppen überzugehen. Ihre Gewehre umdrehend und mit weißen Tüchern winkend, liefen sie den vorstürmenden preußischen Kolonnen entgegen und wurden von diesen sogleich als deutsche Brüder auf das Freundlichste aufgenommen und mit herzlichen Worten begrüßt.

Ungemein gutmüthig ist auch die Behandlung, welche die preußischen Krieger den gefangenen Dänen zu Theil werden lassen und man erkennt daraus so recht, wie sehr der Geist der Humanität in unserer jetzigen Zeit schon vorgeschritten ist, und dann wie viele gebildete Elemente die preußische Armee unter ihren Soldaten aller Grade und Waffengattungen besitzt. Nicht allein daß Mißhandlungen der Gefangenen, oder nur Plünderungen ihrer Tornister, Taschen und sonstigen Habseligkeiten gar nicht mehr vorkommen, so werden sie außerdem auch sehr freundlich von den Siegern behandelt. Gar manchen Schluck Branntwein, oder Bissen Brod,

oder Taback für ihre Pfeife erhalten sie sogleich von den sie gefangen nehmenden oder eskortirenden Soldaten, und wenn auch die Unterhaltung zwischen den Inseldänen und Jüten und ihren Besiegern, den Preußen, wegen gegenseitiger Unkenntniß der Sprache nicht groß sein kann, so müssen freundliche Pantomimen das Beste thun. Einzelne dänische Worte haben übrigens auch die meisten preußischen Soldaten schon im Sundewitt gelernt, wie umgekehrt wieder viele Inselbewohner etwas Deutsch radebrechen oder wenigstens verstehen können.

Der Zweck des Gefechtes, die dänischen Vorposten wieder hinter ihre Schanzen zurückzuwerfen und weiteres Terrain vor diesen, um darauf neue Batterien anzulegen, zu erobern, scheint dem preußischen General, der das Ganze mit eben so viel Umsicht wie Geschick leitete, jetzt erreicht zu sein. Ein weiteres Vordringen würde die Truppen nur in das Bereich des Geschützfeuers aus den Batterien auf den Düppeler Schanzen bringen und nutzlos Opfer erfordern, ohne daß dadurch viel erreicht werden könnte. Die preußische Kriegsführung charakterisirt sich aber in diesem Feldzuge dadurch auf das Vortheilhafteste, daß sie so lange, als es möglich ist, sehr vorsichtig und behutsam zu Werke geht und alle nutzlose Aufopferung von Soldaten, bloß um Bravourstücke dadurch zu machen, zu vermeiden sucht, dann aber, in wahrhaft entscheidenden Augenblicken, wenn es wirklich darauf ankommt, und jede weitere Schonung eine strafbare Schwäche sein würde, auch desto rücksichtsloser

darauf geht, hiezu aber stets den richtigen Augenblick auszusuchen versteht. So ward besonders auch die Belagerung der Düppeler Schanzen mit ebenso viel Umsicht wie Vorsicht betrieben, bis dann, als Alles hinlänglich dazu vorbereitet schien, der Sturm am 18. April mit rücksichtslosem Muthe unternommen, und wie bekannt, auch glorreich beendet wurde.

Die Signale zum Haltmachen ertönen und werden sogleich von den verschiedenen Signalisten der einzelnen im Gefecht begriffenen Truppentheile nachgeblasen. Gar manche Soldaten, die in überaus eifriger Verfolgung begriffen sind, und deren Kampflust es am Liebsten wünschte, wenn wenigstens der Versuch gemacht würde, ohne Weiteres die fliehenden Dänen rücksichtslos zu verfolgen und wo möglich mit ihnen zugleich in die Schanzen einzudringen, werden ersichtlich unangenehm von diesen Signalen zum Haltmachen berührt. Selbst mancher derbe Soldatenfluch, manche unwillige Aeußerung, „daß weiß auch der Kukuk immer, wenn man im besten Verfolgen ist, und die Hahnemanns so recht in Trab gebracht hat, daß sie auskratzen, tutet dies verdammte Signal zum Haltmachen einem die Ohren voll,“ und „die Geschichte hat ein Ende“ und andere derartige werden ziemlich laut von den allzu kampfeslustigen Soldaten ausgestoßen. Doch ob gern oder ungern vernommen, es bleibt sich am Ende ziemlich gleich, dem Signale muß sofort die schleunigste Folge geleistet werden, so verlangt es glücklicher Weise die streng gehandhabte Disciplin des preußi-

schen Heeres. Kaum wagt noch ein oder der andere Soldat sein eben angelegtes Gewehr abzufeuern, nachdem er diese Signale gehört, fast sogleich stockt die ganze Verfolgung und alle Soldaten machen auf den Plätzen, die sie eben einnahmen, halt, und suchen nur so schnell als möglich gegen die feindlichen Kugeln sich dort Deckung zu verschaffen.

Die Vorposten werden nun auf dem gewonnenen Terrain ausgestellt, während die Haupttruppe, die am Kampfe theilgenommen, wieder in ihr Quartier zurückkehrt. Es ist ein ungemein frohes Gefühl, welches stets alle Soldaten beseelt, wenn sie aus einem so eben siegreich beendeten Gefecht wieder zurückmarschiren. Fast unwillkührlich wird ihre Haltung stolzer, ihr Gang rascher, ihr Tritt fester, der Kopf erhebt sich zuversichtlicher, und ein kühnerer Ausdruck blitzt aus dem Auge eines Jeden. Hunger und Kälte, Ermüdung und alle sonstigen vielen Beschwerden, an denen das Leben eines Soldaten im Felde nur zu reich ist, werden in solchen Augenblicken gänzlich vergessen. Selbst ganz rohe oder dem Anschein nach ziemlich stumpfsinnige Menschen, von denen man eine solche Erhebung kaum erwarten sollte, werden davon ergriffen, und haben für eine kurze Dauer wenigstens, ihre Natur ganz ungemein verändert. Und wie hell und jubelnd dringen die Töne der frohen Lieder, welche die zurückmarschirenden Truppen singen, in den klaren Frühlingshimmel hinein, welche Scherze und

Späſſe laufen in ihren Reihen von Mund zu Mund und werden oft von lautem Gelächter belohnt.

Und doch miſcht ſich auch in dieſe allgemeine Siegesfreude wieder der Schmerz über den Verluſt manches braven Kameraden, der verwundet oder gar getödtet ſein Blut auf dem Felde der Ehre, für Preußens Waffenruhm und die Rettung des bedrängten Schleswig-Holſteins vom däniſchen Joche, vergoß. Die Lazaretheinrichtungen bei den in dieſem Feldzuge kämpfenden preußiſchen Truppen ſind in jeder Hinſicht ſo vortrefflich, wie wir ſolche bei keinem anderen Heere der Welt, ſo viele verſchiedene wir auch bisher in früheren Kriegen zu beobachten Gelegenheit hatten, gefunden haben. Während noch die Truppen im Feuer ſtanden, folgten ihnen die Abtheilungen der ſehr zweckmäßig organiſirten Krankenwärterkompagnien um die Verwundeten theils am Arme zurückzugeleiten, oder wenn ſie ſchon zu ſchwach hiezu ſind, auf bequem eingerichteten Bahren zurückzutragen. Bis mitten in den feindlichen Kugelregen hinein wagen ſich die Soldaten dieſer Abtheilungen, und Mancher von ihnen empfing bei der Ausübung ſeines menſchenfreundlichen Berufes ſchon ſelbſt ſchmerzliche Wunden oder gar den Tod. Ebenſo wurden in dieſem Feldzuge auch bereits ſchon mehrere preußiſche Militärärzte verwundet, da ſie ihr Eifer, den Verwundeten ſogleich die rettende Hülfe zu bringen, oft bis auf die gefährlichſten Stellen des Kampfplatzes führte. Es wird überhaupt wohl nur wenige Lebensſtellungen für einen

Menschen geben, welche eine so stete Selbstverläugnung, eine so unausgesetzte Aufopferung und eine so gänzliche Nichtachtung von Gefahren aller Art erfordert, als die eines Militärarztes im Felde, wenn er seinen edlen Beruf mit voller Pflichttreue ausfüllen will. Bei Tag und Nacht fast hat er keinen Augenblick Ruhe noch Rast, im Gefechte selbst muß er, gleich dem Officier, sich schutzlos den feindlichen Geschoßen preisgeben, und wenn nach beendetem Kampfe alle Uebrigen mit verdoppeltem Behagen sich der wohlverdienten Ruhe hingeben, beginnt für ihn erst so recht eine lange Reihe von neuen Arbeiten und Beschwerden. Und welche Scenen des Grausens und Schreckens muß er oft erleben, welch' erschütternden Auftritten, die schon feste Nerven erfordern, mit ruhiger Kaltblütigkeit beiwohnen, welche die Lungen vergiftende und das Lebensmark aufzehrende Luft in den oft nur zu überfüllten Lazarethen Tage hindurch einathmen. Ruhm und Ehre sei daher allen den wackeren Aerzten, welche in diesem Feldzuge auch wieder auf's Neue ihre Trefflichkeit bethätigten und ihrem Stande so großes Ansehen verschafften. Der Dank von Hunderten braver Soldaten, welche ihren aufopfernden Bemühungen, nächst Gott, fast allein Leben und Wiedergenesung von ihren schweren Wunden verdankten, ist der schönste Lohn für diese braven Männer.

Auf dem Verbandplatz, auf welchem mehrere Aerzte bereits in voller Thätigkeit sind, sieht es schaurig aus

und wie von selbst stockt der Gesang wie die frohe Unterhaltung bei den Truppen, als sie in dessen Nähe vorübermarschiren. Auf langen Tischen, die man durch einige auf Holzblöcke aufgelegte, ausgehobene Scheunenthore schnell bildete, werden manche Verwundete, bei denen eine augenblickliche Amputation dringend geboten ist, sofort amputirt. Schmierige Wachstuchärmel über den Uniformsrock gezogen, eine schwarze Schürze, nur zu sehr schon von Menschenblut geröthet, bis hoch über die Brust gebunden, stehen mehrere Militärärzte höheren und niederen Grades umher. Die bluttriefenden Messer, Sägen, Lanzetten und andere in neuerer Zeit sehr vervollkommte Werkzeuge der Chirurgie, welche sie theils in den Händen halten, theils in der Nähe liegen haben, verrathen ihre Beschäftigungen. Schon viele Verwundete sind bereits von ihnen besorgt und dann in kleinen, sehr bequem eingerichteten Federwagen in die weiter zurückliegenden eigentlichen Feldlazarethe gefahren worden, aber immer neue Leidende werden herbeigebracht, denn das heutige Gefecht war sehr blutig und es kostete manche Opfer bis der hartnäckige Widerstand der Dänen endlich besiegt werden konnte.

Eben so verschieden wie die Wunden selbst sind auch die verwundeten Soldaten. Hier kommt ein junger Lieutenant am Arm seines treuen Burschen angehinkt, dem eine dänische Flintenkugel ein Loch in die Hüfte riß. Die Wunde ist zwar für den Augenblick sehr schmerzlich aber sonst weiter nicht gefährlich, und es

scheint den Verwundeten fast zu freuen, daß ihm dadurch Gelegenheit ward, sein Blut für die Ehre seines Regiments und den Waffenruhm des preußischen Heeres zu vergießen. Standhaft preßt er die Lippen zusammen damit ihm nicht etwa ein Schmerzenslaut entschlüpfe, und selbst als der Arzt mit der Sonde hineinfährt um die noch darin steckende feindliche Kugel herauszuziehen, zuckt er zwar mehrfach sehr schmerzlich zusammen, gibt aber trotzdem keinen Laut von sich. Sorgsam verbunden wird er in den Wagen gelegt und nächst dem herzlichsten Danke, den er dem Arzt für seine Bemühungen ausspricht, sind fast seine ersten Worte: „Aber nicht wahr, Herr Doctor, das versprechen Sie mir doch gewiß, daß mein Fuß bis zum Winter wieder ganz so gesund und stark wird, daß ich auf allen Bällen damit flott tanzen kann?“ Lachend verspricht es ihm der Arzt und sichtlich beruhigter scheidet der Officier von dannen. Der auf ihn Folgende hat eine weit schlimmere Wunde, denn ein Kartätschenschuß zerschmetterte ihm den rechten Arm, so daß eine Amputation bis zur Schulter für nothwendig befunden wird. Es ist ein eingezogener Reservist von einem brandenburgischen Regiment, der bisher mit Frau und Kind sich ärmlich aber redlich als Gärtner ernährte. Mehr als die Schmerzen seiner Wunde quälen den Armen die Sorgen um seine Zukunft und er jammert unaufhörlich, daß er später als ein einarmiger Krüppel seine Familie nicht mehr ernähren könne und an den Bettelstab kommen würde. Die tröstenden Worte

des Arztes, daß durch eine hinreichende Pension jedenfalls für ihn gesorgt werde, scheinen ihn endlich wenigstens wieder einigermaßen zu beruhigen; er wird chloroformirt und in diesem Zustande mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit amputirt. Ein junger, munterer, einjähriger Freiwilliger, der erst kürzlich den Studentenrock mit dem Waffenrock vertauschte, hat von einem dänischen Officier, den er nach tapferer Gegenwehr gefangen nahm, einen tüchtigen Säbelhieb über die Stirn erhalten. Es ist nicht die erste Narbe, die sein frisches, munteres Gesicht aufzuweisen hat, denn auf dem Fechtboden und der Mensur holte er sich früher bereits einige gehörige Schmarren. Der ihn behandelnde Militärarzt scheint ein früherer Universitätsfreund von dem Freiwilligen gewesen zu sein, denn er nennt ihn noch Du und begrüßt ihn mit den Worten: „Na, alter Junge, nimm nur Dein Handwerkszeug und flicke mich gehörig wieder zusammen; Du siehst ich habe einen ordentlichen Schmiß bekommen und der Däne führte seine Klinge ebenso gut, als damals der lange Senior von den Vandalen mit dem Du Dich in Heidelberg paukteſt, als ich zuerst als Fuchs in unser Korps trat. Es ist doch hübsch, daß ich mir jetzt auch eine Narbe aus dem Kriege geholt habe und nicht bloß die Krähenfüße aus den Paukereien im Gesichte herumzutragen brauche. Ich hoffe, mein Alter freut sich hierüber so sehr, daß er auch meinen letzten in Halle noch zurückgelassenen Bären losbindet.“ Ein anderer Verwundeter liegt bereits in den

letzten Zügen als er nach dem Verbandplatz getragen wird. Sein Auge ist schon halb gebrochen, die Brust holt nur noch mühsam in langen Pausen Athem, und kalter Todesschweiß bedeckt die bleiche Stirne. Leise schüttelt er mit dem Kopfe als der Arzt seine Wunde untersuchen will und spricht mit schwacher Stimme: „Lassen Sie es nur sein — mit mir ist es vorbei — ich habe einen schönen Tod gefunden; nur meine arme, arme Mutter, die ich hülflos zurücklassen muß, betrübt mich.“ Noch ein tiefer Seufzer, die letzten Worte: „Ach meine Mutter,“ kommen leise aus den bleichen Lippen, dann tritt ein kurzes Todesröcheln ein, die Glieder strecken sich in gewaltsamer Zuckung noch krampfhaft und seine Seele ist diesem irdischen Leibe entflohen um zu einem ewigen besseren Jenseits emporzusteigen.

Doch nicht bloß blessirte preußische Krieger werden hier auf dem Verbandplatze von geschickten Aerzten mit der größten Sorgfalt verbunden, um dann in die eigentlichen Lazarethe weiter befördert zu werden, sondern auch mehreren verwundeten und gefangenen Dänen wird ganz die gleiche Behandlung zu Theil. So lange der Däne in Wehr und Waffen den Preußen gegenübersteht, ist er ihr Feind, den zu besiegen die größte Freude gewährt, ist er aber gefangen und gar dazu nach tapferer Gegenwehr noch verwundet, ein armer menschlicher Bruder, dem auf jegliche Weise zu helfen Allen für eine Ehrenpflicht gilt. Es ist wirklich oft rührend, mit welcher Gutmüthigkeit und Freundlichkeit die preußischen

Soldaten mitunter die verwundeten Dänen, welche in ihre Hände fallen, behandeln. Gleichsam als wollten sie es wieder gut zu machen suchen, daß ihre Waffen ihnen diese schmerzhaften Wunden schlugen, so ungemein freundlich behandeln sie dieselben. Sie schenken ihnen sogleich Taback und Cigarren, lassen die Durstigen oft die letzten Reste aus ihren Feldflaschen trinken, reichen den Lahmen die Arme zur Stütze und tragen die schwer Verwundeten mit einer Sorgfalt als wären es theure Familienangehörige und nicht besiegte Feinde.

Sehr verschieden ist das Benehmen der verwundeten und gefangenen Dänen, welche jetzt zu dem preußischen Verbandplatz gebracht werden. Hier der große, schlanke Mann mit rothblondem Haar, wie man solches unter den eigentlichen Inseldänen sehr häufig findet, blickt mit seinen blauen Augen auch jetzt noch kühn und herausfordernd auf die ihn umringenden Preußen. Seine Schulter wurde von einem kräftig geführten Bajonettstich durchstochen, und die Wunde muß sehr schmerzhaft sein, aber standhaft beherrscht er jedes schmerzliche Zucken um ja nicht den verhaßten Feinden das leiseste Zeichen einer etwaigen Schwäche zu zeigen. Er ist ein geborner Kopenhagener und von Jugend auf in fanatischem Hasse gegen alle Deutsche, die er als tief unter den Dänen stehende Menschen verachtet, erzogen. Wie drückt es jetzt seinen Stolz, sich in der Gefangenschaft dieser verachteten Deutschen zu befinden, und ungleich mehr als seine Wunde den Körper schmerzt dieser Gedanke seine

Seele. Schweigsam, ohne nur dabei zu zucken, läßt er sich verbinden, schweigsam, ohne nur mit einem Worte oder nur einer freundlichen Miene dem menschenfreundlichen Militärarzt für seine Bemühungen zu danken, entfernt er sich wieder von dem Verbandplatz. Was so ein rechter hartgesottener Inseldäne und nun gar ein Kopenhagener ist, würde sich lieber die Zunge ausreißen lassen, als daß er gegen einen Deutschen nur ein freundliches Wort spräche, so gewaltig ist der Nationaldünkel dieser Menschen jetzt aufgestachelt.

Ein zweiter dänischer Gefangener, der eine Fußwunde hat, zeigt ein sehr verschiedenes Benehmen. Es ist ein kleiner untersetzter Jüte mit einem etwas stumpfsinnigen Gesichtsausdruck, der auf seinen schweren Holzschuhen nur langsam einherhumpelt. Der Schmerz seiner Wunde läßt ihn laut jammern und klagen, und er beachtet nicht die heftigen Winke, ja selbst zornigen Drohworte, mit denen der Inseldäne ihm dies Zeichen der Schwäche, den Deutschen gegenüber, verweist. Und wie höflich ist er gegen Alle, wie demüthig zieht er seine schmierige Mütze von dem langen Strobelhaar, das wirr, und wohl seit Monden nicht mehr von Kamm und Bürste berührt, seinen plump geformten Kopf bedeckt, sobald nur ein preußischer Soldat sich ihm nähert. Und nun gar als der Arzt seine nicht gefährliche Wunde sorgsam verbunden und einen schmerzlindernden Balsam darauf gegossen hat, scheint seine Dankbarkeit gar keine

Grenzen zu kennen, und er versucht wiederholt dessen Hand zu küssen.

Einige verwundete und gefangene Schleswiger ertragen ihr hartes Schicksal mit vieler Würde und unterhalten sich ruhig mit den preußischen Soldaten. „Das Loch in meiner Seite thut weh, aber mehr noch schmerzt es mich, daß ich es auf Seite dieser Dänen und für eine ungerechte Sache kämpfend, erhalten mußte. Hätte ich es für meines Vaterlandes Befreiung empfangen, wie gerne wollte ich diese Schmerzen ertragen," spricht ein schon bejahrter dänischer Sergeant, seinem Dialecte nach aus der Stadt Schleswig gebürtig, zu einigen preußischen Soldaten und erzählt ihnen, er habe schon von 1848—50 in den Reihen des schleswig-holsteinischen Heeres gegen die Dänen gefochten, und damals bei des tapferen Hauptmanns von Beeren Kompagnie, der jetzt, wie er gehört, ein preußisches Gardebataillon kommandire, gestanden. Als im Jahr 1850 Schleswig-Holstein wieder auf Gnade und Ungnade den Dänen überliefert worden sei, habe man ihn zwangsweise auch in das dänische Heer gesteckt und da er später nicht mehr gewußt, wie er sich anders den Unterhalt verdienen solle, sei er im Dienst geblieben und jetzt theils durch die Sorge für Frau und Kind, theils auch weil eine Fahnenflucht im Felde seinem militärischen Gefühle widerstrebe, von einer Desertion zurückgehalten worden. Auch die anderen verwundeten und gefangenen Schleswiger sprechen sich im Wesentlichen ähnlich aus.

Während nun auf den Verbandplätzen die Aerzte in ihrer zwar blutigen und doch so wohlthätigen Beschäftigung mit unermüdlichem Eifer fortfahren und Verwundete der verschiedensten Art so weit verbinden, daß sie in den bequem eingerichteten Lazarethwägen weiter befördert werden können, verrichten andere Soldaten ein zwar stilleres, aber doch auch recht trauriges Geschäft. Mit Grabscheiten und Schaufeln versehen graben sie zwei tiefe Gräber, das eine für die preußischen, das andere für die dänischen Leichen der im Gefecht Gefallenen bestimmt, welche inzwischen auf dem Kampfplatz aufgehoben und hieher zusammengetragen wurden. Mit Brieftafel und Bleistiften in den Händen stehen einige Officiere und Bataillonsschreiber daneben, um wo möglich die Namen und Kompagnien der gefallenen preußischen Soldaten aufzunotiren, damit ihren Angehörigen baldigste Kunde von dem harten Verluste, welcher sie getroffen hat, zu Theil werde. Auch die Gelder, Uhren und sonstigen kleinen Habseligkeiten, welche bei den Gefallenen gefunden werden, nehmen diese Officiere in Verwahrung um solche an die Gerichte der heimathlichen Bezirke zur Aushändigung an die betreffenden Erben zu befördern. Alle Habseligkeiten, welche man bei den dänischen Leichen findet, werden ebenfalls von den Todtengräbern sorgfältig an die Officiere abgeliefert und von diesen, nebst einer Angabe der Regimentsnummer, welche der Todte an seiner Uniform trug, und einem kurzen Signalement seiner Person verzeichnet. Alles dies wird dann baldigst

durch einen Parlamentär an das dänische Oberkommando auf Alsen gesandt, damit solches die Erben der gefallenen dänischen Soldaten womöglich ermitteln und ihnen das Ihrige einhändigen könne. So sorgt die preußische Menschenfreundlichkeit und Gewissenhaftigkeit dafür, daß selbst die Angehörigen der gefallenen Feinde nicht um ihre Erbtheile kommen und von der Plünderung der gefallenen Leichen, wie solche sonst in jedem anderen Kriege so leicht geschieht, wird beim preußischen Heere niemals ein Fall vorkommen. Wie ganz anders wußten die englischen Soldaten, diese rohesten Kerle von Allen, welche irgendwo eine Uniform tragen, im Krimkriege zu hausen! So eine Beerdigung der gefallenen Kameraden ist ein gar trauriges Geschäft für die damit Beauftragten. Fast Jeder der Gebliebenen war dem Einen oder dem Anderen der Officiere, Schreiber oder Grabenden persönlich genauer bekannt gewesen, und sie wußten kleine nähere Züge von ihm zu erzählen, oder kannten seine Familienverhältnisse. Hier dieser schöne, kräftige Körper, in der Uniform eines Unterofficiers, war Familienvater gewesen, der mit Frau und sechs Kindern in der größten Aermlichkeit bisher gelebt hatte. Schon sollte er eine gute Civilversorgung bei der Eisenbahn erhalten, als plötzlich der Krieg ausbrach und er mit seinem Regimente marschiren mußte. Bei dem heutigen Gefechte kämpfte er mit unerschrockenem Muthe bis eine feindliche Kugel ihm die Brust durchbohrte

Bayerische Staatsbibliothek München

und seine armen Kinder zu unversorgten Waisen machte. Ein anderer noch sehr junger Soldat, dessen Körper so eben in die breite, tiefe Gruft gelegt wurde, war der einzige Sohn einer armen Wittwe, die Stütze und der Stab ihres hülflosen Alters gewesen, ein Dritter hatte sich kurz vor dem Ausmarsch mit einem hübschen Mädchen, das er schon lange liebte, verlobt, und sein Herz hatte mit der innigsten Liebe an der fernen Braut gehangen, so daß er, wie seine Kameraden jetzt erzählten, kaum die Stunde erwarten konnte, wo er durch die Feldpost Briefe von ihr erhielt. Selbst nach dem beschwerlichsten Marsche hatte er sich niemals Ruhe gegönnt, ohne wenigstens noch einige Zeilen an die innig Geliebte zu schreiben. Ihr Bild und eine lange, blonde Haarlocke von ihr, jetzt von seinem Herzblute geröthet, wurden in der Brusttasche seines Waffenrockes gefunden, und von dem beaufsichtigenden Officier sorgfältig aufbewahrt, um baldmöglichst mit der Anzeige seines Todes an die Adresse der Braut gesandt zu werden. Wie viele, oh wie unendlich viele Schmerzensthränen mögen diese Briefe der Feldpost, welche die Kunde der Todesfälle oder schwerere Verwundungen mittheilen, schon in allen Gegenden der preußischen Monarchie verbreitet haben. Die Leiche eines anderen Gefallenen wird von den Soldaten mit laut geäußerten Worten des Bedauerns in die Gruft gelegt. Er war mit der Haupterzähler und Sänger der ganzen Kompagnie, dessen lustige Witze und heitere Gesänge den Kameraden gar manche be-

Bayerische Staatsbibliothek München

schwerliche Märsche oder lange Bivouaksnächte verkürzen halfen. Jetzt ist dieser Mund, dem so viele Scherze entströmten, für immer verstummt, und die so keck und heiter in das Leben hinein blickenden Augen werden niemals sich wieder öffnen.

Ganz ungemein verschiedenartig ist das Aussehen der Leichen. Hier die Züge dieses Todten, dem eine Flintenkugel gerade das Herz durchbohrte, sehen so friedlich-sanft und schmerzlos aus, daß man fast glauben sollte nur ein tiefer Schlaf, nicht aber der Tod, halte ihn umfangen. Wie ganz anders aber ist der Ausdruck des neben ihn Gebetteten, dem ein dänisches Bajonett die Brust so tief durchbohrte, daß es darin stecken blieb und erst gewaltsam aus dem todten Körper wieder entfernt werden konnte. Ein grimmiger Schmerz hat seine Züge im letzten Augenblick noch verzerrt, die rechte Faust ist so krampfhaft fest geschlossen, daß sie gar nicht geöffnet werden konnte, und selbst im Sterben scheint der Todte noch von erbittertstem Haß gegen die Feinde erfüllt zu sein. Solch' verzerrte Züge wird man sehr häufig bei den durch sehr schmerzhafte Stiche Getödteten finden, während Alle, welche ihren Tod schnell durch eine das Herz treffende Kugel erhielten, gewöhnlich einen ruhigen und sanften Ausdruck zeigen. Einzelne Leichen sind durch schwere Geschützkugeln so zerrissen, daß sie nur fast noch aus blutigen Fetzen bestehen und mit aller Mühe oft sogar auch gar nicht mehr genau recognoscirt werden können. Manchen fehlt gänzlich der Kopf, Anderen

Arme oder Beine und noch Anderen sind Brust oder der Magen ganz auseinandergerissen, und der Körper ist fast in zwei Hälften getheilt. Es ist in der That oft ein sehr grausiges, schon starke Nerven erforderndes Geschäft, das die Soldaten zu verrichten haben, welche kommandirt wurden, die Leichen ihrer auf dem Schlachtfelde gefallenen Kameraden zu beerdigen.

Die zwei großen Gräber, das eine für die gefallenen Preußen, das andere für die gefallenen Dänen sind jetzt gefüllt und ein Erdhügel wölbt sich schon wieder darüber. Einige geschickte Zimmerleute unter den Soldaten haben inzwischen zwei hohe Grabkreuze aus weißen Brettern verfertigt. Das eine trägt mit schwarzen Buchstaben die Inschrift: „Hier ruhen die Körper von so und so viel tapferen preußischen Soldaten, welche in dem Gefecht am . . . . . für König und Vaterland den Heldentod fanden" und wird auf die Gruft der gefallenen Preußen befestigt. Die Inschrift des anderen Kreuzes, welches das Grab der Dänen schmückt, lautet: „Hier ruhen die Körper von 28 gefallenen dänischen Soldaten, welche muthig kämpfend in dem Gefecht von . . . . . . auf dem Bette der Ehre starben." So ehrt der ritterliche Sinn der preußischen Soldaten die gefallenen Feinde, die treu ihrer Soldatenpflicht den Tod fanden, auch noch im Grabe.

Die Ehrensalve mit Flintenschüssen über den Gräbern, wie solche sonst den vor dem Feinde gefallenen Soldaten gebührt, wird bei diesem Begräbnisse unter-

lassen, weil durch die Schüsse sonst leicht die Vorposten unnütz allarmirt werden konnten. Schieden die Todten doch auch schon unter dem Donner der Kanonen aus dem Leben, wozu sollten nach ihrem Tode noch die Schüsse über ihr Grab erdröhnen.

Solche große Leichenhügel, welche gar manche tapfere preußische aber auch dänische Soldaten bedecken, hat das Sundewitt und gar die Gegend in der Nähe der Düppeler Schanzen schon gar manche aufzuweisen. Die leichten Holzkreuze mit diesen einfach rührenden Inschriften werden freilich bald verwittern, und da auch die Gräber selbst oft mitten auf den Feldern angelegt wurden, so wird auch in wenigen Jahren schon der Pflug des fleißigen Ackersmannes darüber gehen und aus der Asche der Gefallenen wird die grüne Saat gar üppige Nahrung erhalten, aber ihr Andenken wird lange in gar vielen Familien Preußens — aber auch Dänemarks — noch fortleben. So lange Preußens herrliches Kriegsheer besteht, und zum Wohle Deutschlands, was in ihm mit seine Hauptstütze gegen auswärtigen Uebermuth, wie freche revolutionäre Schwindelei findet, wird solches sich hoffentlich noch immer mehr verstärken, behält auch der Name „Düppel" seinen stolzen Klang, denn die todesmuthige Erstürmung der Düppeler Schanzen bildet eine überaus glänzende Seite in der an so vielen ruhmvollen Thaten gar reichen Geschichte der preußischen Armee.

Während die Todten zwar ohne Sarg und Grab-

gesang, aber mit der aufrichtigen Trauer treuer Kameraden bestattet sind, haben auch die Aerzte ihre blutige Thätigkeit auf den Verbandplätzen beendigt. Die letzten Wagen der Ambulance mit ihrer traurigen Last sind schon fortgefahren und auf dem Schlachtfelde, wo noch vor Kurzem so reges Leben herrschte, tritt wieder die frühere Stille ein. Schmetternd steigt die Lerche, welche inzwischen durch den Schlachtenlärm in ihre verborgensten Schlupfwinkel verscheucht war, wieder in den blauen Aether auf, und unbehindert durch den inzwischen wieder verschwundenen Pulverdampf fallen der Sonne goldene Strahlen auf die grünen, an vielen Stellen nur zu arg zertretenen Saaten. Müssen sie doch auch manche dunkle Flecken, die das geronnene Menschenblut gleich purpurnen Rosen auf grünem Grunde färbte, wieder hinwegtrocknen. Ermüdet von der letzten Anstrengung des Kampfes, wie von den beständigen Strapazen, denen sie seit Beginn des Feldzuges fast ununterbrochen ausgesetzt waren, stehen die ausgestellten Doppelposten jetzt auf ihre Gewehre gestützt. Fast wollen die schweren Augenlider ihnen vor Schlaf zusinken, aber das Gefühl der Pflicht, wie auch die Furcht vor der überaus strengen Strafe, welche mit Recht den Soldaten trifft, der sich im Felde auf Vorposten dem Schlafe ergibt, reißen sie stets gewaltsam wieder auf.

Von der Wachsamkeit dieser vorgeschobenen Posten hängt im Kriege oft das Wohl ganzer Truppentheile ab, und eine einzige, im Schlafe überfallene Schildwache hat

mitunter wohl schon verschuldet, daß Kompagnien und selbst Bataillone niedergemetzelt oder wenigstens gefangen genommen wurden. Es bestraft das strenge Kriegsrecht daher auch den Schlaf der Vorposten mit sofortiger Erschießung, obgleich in diesem Feldzuge weder bei den preußischen noch österreichischen Truppen ein Fall vorgekommen ist, daß ein Soldat wegen dieses Vergehens erschossen wurde.

Um sich zu ermuntern rauchen die meisten preußischen Vorposten ihre Pfeife Taback oder eine Cigarre und denken dabei freundlich der gütigen Geber in der Heimath, welche ihnen diese im Felde so überaus willkommenen Gaben in so reicher Menge zukommen ließen. Man glaubt es im bequemen Friedensleben oft kaum, welchen Genuß eine Pfeife Taback oder Cigarre dem Soldaten im Kriege gewähren kann. Die Langeweile der schlechten überfüllten Quartiere, die oft ungenügende Verpflegung, die Anstrengung eines, oh so langen Tages und des noch ungleich länger erscheinenden Nachtmarsches bei grundlosen Wegen und abscheulicher Witterung, dies und noch gar manches andere Ungemach lassen sich bei der dampfenden Pfeife ungleich leichter ertragen. Und gar auf den Vorposten bleibt der Soldat stets munterer und hält sich den Schlaf desto leichter aus den Augen, wenn er die blauen Ringeln des Tabackdampfes mit den Augen verfolgen kann. Manche preußische Vorposten suchen sich die Langeweile und die Ermüdung dadurch zu vertreiben, daß sie ein Liedlein summen oder

irgend eine beliebte Melodie leise zwischen den Zähnen pfeifen.

Noch Andere denken, das beste Mittel um munter zu bleiben und ja nicht von den Feinden überfallen zu werden, sei eine freundschaftliche Unterhaltung mit den ihnen in größter Nähe unmittelbar gegenüberstehenden dänischen Vorposten selbst. Fast in allen Kriegen kommt es vor, daß Truppen, welche sich längere Zeit auf Vorposten gegenüberstehen, eine Art Kameradschaft mit einander schließen, mitunter die Waffen ruhen lassen und in einen freundschaftlichen gegenseitigen Verkehr treten. Man wird des steten Geschießes und der unausgesetzten Ueberfallsversuche überdrüssig, und schließt mitunter einen stillschweigenden Vertrag sich nichts zu thun, sondern sich auf kurze Stunden in Fried' und Freundschaft zu besuchen. So geschah es denn auch häufig während dieses schleswig-holsteinischen Feldzuges bei den im Sundewitt sich einander gegenüberstehenden dänischen und preußischen Vorposten. Man winkte sich einander freundschaftlich, trank sich Gesundheit aus den Feldflaschen zu und trat dann, wurden diese Freundeszeichen von beiden Seiten erwiedert, unbesorgt vor einem etwaigen Verrath an einander heran. Manche Dänen konnten etwas deutsch verstehen oder selbst sprechen und wiederum hatten die preußischen Soldaten hin und wieder einzelne dänische Worte von ihren Quartierwirthen im Sundewitt erlernt. So kam denn eine Art Unterhaltung zu Stande, die freilich wohl etwas dürftig und gerade nicht viele Dinge

umfassend war. Mehr wie im Austausch der Worte bewegte sich dieser gegenseitige Verkehr der Vorposten im Tausch verschiedener nützlicher Gegenstände, wie solcher der Soldat im Felde bedarf. Zuerst ward die augenblickliche Freundschaft stets durch ein gegenseitiges Zutrinken aus den Feldflaschen eingeleitet, dann theilte der mit Cigarren gewöhnlich reichlich versehene Preuße seinem dänischen Kameraden einige Stück von seinem Vorrath mit und freute sich darüber mit welchem Ungeschick und doch wieder welcher Gier der Däne, der häufig noch niemals eine Cigarre geraucht hatte, diese in den Mund steckte. Einen sehr beliebten Artikel bei den Preußen bildeten hiegegen die starken, zweckmäßig geformten Feldflaschen der dänischen Soldaten, welche diesen entweder für Geld abgekauft, oder gegen andere Kleinigkeiten als Messer, Tabackspfeifen oder Tabacksbeutel umgetauscht wurden. Solche dänische Feldflaschen waren förmlich eine Art Modeartikel bei den viel auf Vorposten stehenden preußischen Soldaten.

So ging dieser freundschaftliche Verkehr oft mehrere Stunden ohne die mindeste Störung fort und wer diese so harmlos mit einander plaudernden, trinkenden und rauchenden Soldaten gesehen hätte, konnte kaum denken, daß dies erbitterte Feinde wären, die noch vor wenigen Stunden in heftigem Kampfe einander gegenüber gestanden hatten, und deren Waffen vielleicht am nächsten Morgen schon wieder Tod und Verderben sprühten. Trennten sich endlich diese sich in der Mitte ihrer Auf-

stellung auf gleichsam neutralem Terrain besuchenden Vorposten, so gab gewöhnlich der Preuße beim Abschied dem Dänen noch zuletzt ganz freundlich die Hand und sprach: „Na, Bruder Danske, morgen müssen wir noch weiter gegen die Schanzen vorrücken und Du mußt dann wieder zurück. Mach nicht vielen Widerstand, wenn wir Befehl bekommen vorzugehen, denn das hilft Dir doch nicht, und wir müssen Dich sonst am Ende todtschießen und das wäre schade, denn wenn Du auch ein Danske bist, so mag ich Dich sonst doch wohl leiden. Du mußt nun alle Tage mehr zurückgehen bis wir auf Alsen sind und Du erst wieder in Kopenhagen bist, das hilft nun einmal nicht, denn so hat es unser Prinz (Prinz Friedrich Carl) befohlen und was der befiehlt, geschieht auch unter allen Umständen.“ Kopfschüttelnd antwortete der dänische Soldat wohl mitunter: „Nicht Du nach Alsen und ich nicht nach Kopenhagen, sondern Du nach Berlin und ich wieder nach Altona, so soll es kommen.“ — „Oho — oho, Danske, das jinge wohl aber es jeht nicht. Nun, alter Junge, setz' Dir keine Raupen im Kopf, Ihr Hahnemanns kommt im Leben nicht wieder nach Schleswig-Holstein, dafür wollen wir Preußen schon sorgen. Na, adjes alter Junge, darum keene Feindschaft nicht,“ und lachend und trällernd verfügt sich der preußische Vorposten wieder nach seinem angewiesenen Platze, da er bald die Ablösung erwartet.

Die Sonne ist inzwischen schon im Untergehen begriffen und ihre letzten Strahlen röthen die klaren

Fluthen des Alsener Sundes und lassen die Fenster in dem Schlosse und den Häusern des unmittelbar da drüben am Strande liegenden Städtchens Sonderburg im goldenen Glanze erscheinen. Es ist wirklich ein wunderschönes Bild, was diese so friedlich im Abendsonnenschein ruhende Landschaft dem Auge des Beschauers, der sie von der Kuppe eines kleinen Hügels betrachtet, darbietet. Man sollte es bei diesem Anblick kaum glauben, daß Krieg und Verheerung hier schon so gewaltig ihre rauhen Spuren hinterlassen haben, wie dies der Fall ist. Und doch geschieht dies alsbald wieder. Einige feindliche Kanonenboote, die langsam in den Sund hineingedampft kamen, wollen es versuchen, ob sie bei der klaren, hellen Abendluft, welche ein richtiges Zielen so sehr erleichtert, den preußischen Strandbatterien, die der dänischen Flotte so überaus verhaßt sind, nicht ein paar Dutzend gutgemeinte Kugeln zusenden können. Ihr Feuer ist wirkungslos, und da die preußischen Geschütze ihnen doch zu lebhaft antworten, so finden es die Kanonenboote für angemessen, sich bald wieder in eine sichere Entfernung zurückzuziehen. Gleichsam zur Strafe für diese unnütze Belästigung und um den Dänen zu zeigen, daß die Stadt Sonderburg, welche zum Munitions- und Proviantmagazin der auf der Insel Alsen und in den Düppeler Schanzen liegenden Armee dient, ganz ihren Kanonen preisgegeben ist, feuert jetzt eine preußische Strandbatterie einige Geschoße gegen das Städtchen ab. Kaum zwei bis drei Schüsse sind ge-

fallen, da zuckt schon ein heller Feuerschein aus dem Dache eines ansehnlichen Hauses in Sonderburg und bald steht solches in vollen Flammen und die Gluth färbt purpurn den inzwischen schon völlig dunkel gewordenen nächtlichen Himmel und spiegelt sich ebenso wieder ab auf den Wellen des Meeres. Die preußische Batterie, die ihren Zweck erreichte, hört bald mit fernerem Schießen wieder auf, das Haus brennt allmählich zusammen, und kleiner und blasser wird der Feuerschein, so daß nach und nach wieder die frühere Ruhe und Stille eintritt. Freilich ist in diesem kurzen Zeitraum vielleicht das Glück und der Wohlstand einer friedlichen, fleißigen Familie auf lange Jahre hin vernichtet worden, und auf den Trümmern seiner Habe steht thränenden Auges der Besitzer des niedergebrannten Hauses, umgeben von seiner laut schluchzenden Familie. Das ist der Krieg, ein rauhes, hartes Gewerbe für den, der ihn führt, eine schwere Geißel Gottes für die Landschaft, die von ihm betroffen wird, und doch wieder ein nothwendiges Uebel für die Welt, welches so lange es Menschen und menschliche Leidenschaften und Einrichtungen gibt, nimmermehr verschwinden wird, ja nur verschwinden darf. Ein Volk, welches mehrere Generationen hindurch niemals mehr zu den Waffen gegriffen und seine volle Kraft im offenen, ehrlichen Kampfe erprobt hat, wird unausbleiblich der Ueppigkeit, Verweichlichung, Schwäche und dadurch allmählich seinem völligen Untergange verfallen; dies zeigt uns schon der Geschichte lehrreiches Buch, so weit wir

dessen älteste Spuren nur irgendwie noch mit einiger Sicherheit verfolgen können.

Leise rauschend spielen jetzt die Wellen der Ostsee an dem stillen Strand und das eigenthümlich tiefe Aufseufzen, welches das Meer mitunter bei fast völliger Ruhe ertönen läßt, dringt durch die schweigende Nacht. Auf sein treues Gewehr gelehnt steht ein junger preußischer Soldat hier auf dem Vorposten am äußersten Meeresufer um zu erspähen, ob die Dänen vielleicht auch eine kleine heimliche Landung und einen Ueberfall versuchen wollen, wie dies schon wiederholt in diesem Kriege vorgekommen ist. Mit zwar gedämpfter aber sonst wohltönender Stimme singt er das schöne Lied:

„Steh' ich in finsterer Mitternacht,
So einsam auf der stillen Wacht"

und seine Umgebung hier paßt ungleich besser zu diesem Texte, als wenn dies Lied von irgend einem kehlfertigen Bravoursänger in glänzend erleuchtetem Concertsaal mit voller Orchesterbegleitung vor einer wohlgeputzten Versammlung vorgetragen und dessen Gesang dann mit rauschendem Applaus belohnt wird.

Wo wohl das ferne Lieb, dessen Bild jetzt diesem jungen preußischen Krieger vor der Seele schwebt, während sein Auge scharf die dunkle Fläche des Meeres bewacht, verweilen mag? Vielleicht denkt jetzt im verschwiegenen Schlafkämmerlein eines stattlichen Landhauses an den Ufern des Rheins oder in einer wohlhäbigen

Bürgerwohnung, in Köln oder Aachen, eine schöne Maid an den Heißgeliebten ihres Herzens, der treu seiner Pflicht am baltischen Meere seine mitternächtliche Wache hält, und ein Paar rosige Lippen schließen sich nicht eher zum lächelnden Schlummer, ohne noch zuvor ein brünstiges Gebet zum Lenker aller Heerschaaren, ohne dessen Willen keine Kugel ihr Ziel trifft, gelispelt zu haben, daß er seine starke Hand schirmend über sein theures Leben ausbreite. Oder wo im schlesischen Gebirge die Edeltanne rauscht, oder in des Harzes Wäldern die ersten Knospen des Frühlings nur schüchtern noch zu treiben beginnen, oder an Ostpreußens Grenze der Kosack den nahen Schlagbaum mit dem russischen Adler bewacht, weilen die Gedanken eines hübschen Försterstöchterleins oder irgend einer anderen Jungfrau bei ihm. Die preußischen Provinzen liegen weit aus einander und aus allen Theilen des Staates sind dessen Krieger hier jetzt zusammengeströmt um für Deutschlands Recht den kräftigen Kampf zu beginnen, und hoffentlich auch glänzend zu beendigen.

Während auf dem früheren Kampfplatz und bei allen Vorposten rings um die Düppeler Schanzen die Stille der Nacht durch keine weitere Störung mehr unterbrochen wird, geht es in den eigentlichen Feldlazarethen zu Nübel, Broacker und anderen Orten des Sundewitt, und in den größeren sogenannten stehenden Lazarethen zu Flensburg, Eckernförde, Schleswig, Rendsburg, Kolding, Veile u. s. w. leider nicht so ruhig zu. Die letz=

ten Gefechte haben sowohl den Oesterreichern wie Preußen gar manche Opfer gekostet und die Zahl der verwundeten oder kranken Krieger ist nicht gering.

Ein Lazareth im Kriege, angefüllt mit Verwundeten oder Schwererkrankten, ist stets ein Ort des Grausens und Schreckens und der Fuß des Menschenfreundes wird diese Stätten nur mit tiefer Trauer betreten können, allein in keinem Feldzuge irgend einer europäischen Armee, und wir hatten in früheren Jahren Gelegenheit französische, englische, schleswig-holsteinische, türkische und italienische Truppen im Kriege zu sehen, haben wir derartige Anstalten gefunden, die in jeder Hinsicht so vortrefflich eingerichtet sind, als dies in diesem jetzigen schleswig-holsteinischen Feldzuge fast ohne Ausnahme der Fall ist. Wahrlich wer so recht erkennen will, welche unendlichen Fortschritte die Humanität bei uns in Deutschland seit den letzten Decennien wieder gemacht hat, und wie das viele Gute unserer Jetztzeit ihre nicht zu läugnenden Schattenseiten weit überwiegt, der darf nur mit kundigem und aufmerksamem Auge die Feldlazarethe hier besuchen.

Schon die Einrichtungen, um die verwundeten Krieger zu den großen Verbandplätzen und von diesen dann in die einzelnen Lazarethe zu befördern, sind vortrefflich und die Mechanik hat bei der Verfertigung der hiezu nothwendigen Geräthschaften das Vorzüglichste, was sich nur erwarten ließ, geleistet. Bequeme Tragbahren und Krankenstühle, deren Construction so eingerichtet ist, daß

der darin Liegende sich möglichst behaglich fühlt, befördern die Verwundeten unmittelbar vom Kampfplatz bis zur Verbandstätte. Nach dem angelegten ersten Verbande und den unumgänglich nothwendigsten Operationen, die alle von geschickten Händen und mit den besten chirurgischen Instrumenten aus den berühmtesten derartigen Werkstätten in Deutschland ausgeführt werden, fährt man die Leidenden fast immer in sehr bequem eingerichteten Krankenwagen in die Lazarethe. Diese Wägen, die alle in Federn hängen, um jegliche schmerzliche Erschütterung, die bei den schlechten Wegen unvermeidlich ist, zu verhüten, sind von verschiedener Bauart. Nach der Versicherung sowohl der Aerzte, wie auch der darin gefahrenen verwundeten Soldaten sollen die Wagen, welche die Lazarethe des Johanniterordens besitzen, die besteingerichteten sein. Dieser Orden hat sich überhaupt mannigfache Verdienste um das Lazarethwesen in diesem schleswig-holsteinischen Feldzug erworben, und die von ihm errichteten und geleiteten Hospitäler in Altona, Flensburg und anderen Orten, wenn sie auch nur klein und für nicht zu viele Personen bestimmt sind, können wirklich als wahre derartige Musteranstalten angesehen werden. Wir freuen uns in zweifacher Hinsicht, daß dieser in letzter Zeit wieder renovirte protestantische Johanniterorden in Preußen dies ersprießliche Feld seiner Thätigkeit mit solchem Eifer und Glück bebaut. Einerseits wird durch diese große Fürsorge in den Johanniterlazarethen gar mancher verwundete Soldat wie Officier

von seinen Wunden wieder hergestellt, oder doch sein Schmerzenslager ihm erleichtert, andererseits aber vermag der Orden durch eine solche aufopfernde Thätigkeit allein die mancherlei Vorurtheile, welche sich bei seiner Neubegründung gegen ihn erhoben, und die von demokratischer Seite absichtlich vergrößert und möglichst ausgebeutet wurden, am Besten zu beseitigen.

Sucht der neue preußische Johanniterorden nur in dem leeren Schmuck einer äußeren Ordensdekoration und in einigen anderen aristokratischen Einrichtungen und Absonderungen seinen Hauptzweck, so ist er entschieden verloren, und wird nun und nimmermehr eine gedeihliche Zukunft haben. Ganz anders ist es aber, wenn er sich mit stetem Eifer dem weiten und nur noch zu brach liegenden Felde der inneren Mission widmet und im Frieden Hospitäler, im Kriege aber Feldlazarethe, an deren Leitung seine Mitglieder persönlich werkthätigen Antheil nehmen, errichtet. Er grünet und blühet dann gleich einem kräftigen Baume, dessen feste Wurzeln sich in gesundem Erdreich eingruben, auch noch in den fernsten Zeiten fort. Feste Genossenschaften, die nicht bloß schön sprechen, sondern auch wohlthätig handeln, haben stets eine gedeihliche Zukunft und mehr als alle noch so schwülstigen Lobpreisungen sprechen seine Thaten für solchen Orden. Wir wollen wahrlich nicht das ganze Mittelalter in unsere Jetztzeit mit hinübernehmen, denn gar Vieles, was in der Vergangenheit sich vortrefflich

bewährte, paßt nun und nimmermehr für unsere Gegenwart, aber unbedingt Alles, was unsere Voreltern uns überlieferten, deßhalb zu verwerfen, bloß weil es alt ist und vielleicht nicht stets dem sogenannten modernen Zeitgeist bequem sein mag, halten wir nicht bloß für eine Thorheit, sondern geradezu für ein Verbrechen. Zu diesen trefflichen Einrichtungen der Vorzeit, welche zu unserer Freude neuerdings auch in protestantischen Gegenden Deutschlands sich immer weiter ausbreiten, rechnen wir besonders auch geschlossene Genossenschaften oder geistliche Orden mit freiwilligem Ein- und Austritt der ihnen angehörenden weiblichen wie männlichen Mitglieder zum Zweck der Krankenpflege und Armenunterstützung. Hier im schleswig-holsteinischen Feldzuge haben sich die mit dem Ordenszeichen der Johanniter, dem weißen Kreuze im schwarzen Felde versehenen Krankenwagen und Lazarethe einen wohlbegründeten guten Ruf zu erwerben gewußt und alle Verwundeten, die darin eine Unterkunft finden konnten, werden stets sie im dankbarsten Andenken behalten.

Aber nicht allein die Johanniterlazarethe, die größtentheils von ehemaligen Officieren, welche sich mit musterhaftem Eifer ihrer zwar schönen, aber auch schweren Aufgabe widmen, geleitet werden, sind sehr gut eingerichtet, sondern auch in den anderen derartigen Anstalten hat der werkthätige Eifer wahrhaft frommer und edler Frauen und Männer schon ungemein viel geleistet. Aus ganz Deutschland strömten die Brüder und Schwestern

aller jener Orden, welche sich die Krankenpflege zum besonderen Beruf gemacht haben, herbei, um hier wirkliche Samariterwerke zu verrichten. Es ist ungemein erfreulich, daß jeder kleinliche Unterschied der Confession, der sonst so oft störend in das wahre Wohl der Menschheit eingreift, hier gänzlich verschwand. Die katholischen, altbegründeten derartigen Orden wetteiferten in ihrer ersprießlichen Thätigkeit mit den neueren protestantischen Genossenschaften, und ob Protestant oder Katholik, es war dies sowohl bei den Pflegenden selbst, wie auch bei den von ihnen Verpflegten, völlig gleich, denn die einen waren leidende Mitmenschen, die anderen ihre ihnen helfenden Mitbrüder. Haben wir doch zu unserer Freude selbst gesehen, daß eine edle barmherzige Schwester, die einem vornehmen Grafengeschlechte in Westphalen angehörte, mit der aufopferndsten Sorgfalt eine schwere stark eiternde Fußwunde eines armen Soldaten jüdischer Confession, der sich vor Düppel sehr ausgezeichnet und diese Wunde erhalten hatte, pflegte. Auch nicht die leiseste religiöse Unduldsamkeit, oder der Versuch zum Bekehren geschah von dieser barmherzigen Schwester, die ihre schwere und gerade zu oft ekelhafte Arbeit mit einer solchen Freudigkeit, wie sie nur wahre Frömmigkeit und nichts Anderes auf der Welt erzeugen kann, verrichtete. So wetteifern denn die katholischen barmherzigen Schwestern aus Prag, Münster, Aachen, Köln, Mainz und anderen Orten und die Brüder aus Paderborn, Köln u. s. w. mit den protestantischen Diakonissinnen aus

Berlin und Kaiserswerth am Rhein und den trefflichen Brüdern des rauhen Hauses in Hamburg und Berlin, die in der Gefangenenwartung und Krankenpflege stets schon so Tüchtiges leisteten, in allen diesen schleswig-holsteinischen Feldlazarethen. Wohl an hundert weibliche wie männliche Pflegerinnen und Pfleger aus allen diesen verschiedenen Genossenschaften sind in sämmtlichen schleswig-holsteinischen Lazarethen vertheilt. Wie viele Leiden haben sie schon gelindert, welchen bitteren Schmerz hat ihre sanfte Hand gemildert, wie viel Hunderte von kranken und verwundeten Soldaten des österreichischen und preußischen Heeres, denen sie ihr hartes Loos zu verringern suchten, danken ihnen nicht allein jetzt mit gerührtem Herzen, sondern werden ihr Andenken auch für alle ferneren Zeiten segnen und in beredter Zunge ihr Lob in allen heimathlichen Kreisen des Volkes, in die sie später zurückkehren, verbreiten. Der preußische Soldat am Rhein wie aus Ostpreußen, aus Schlesien wie aus Westphalen, dann der stolze Sohn der ungarischen Ebene, der schwarzaugige Venetianer, der zwar tapfere aber rohe Serbe, der Ruthene aus den gallizischen Karpathen, wie der stets lustige Wiener oder der gesanglustige Czeche, oder der frische Tyroler, und wie die Angehörigen der vielen verschiedenen Volksstämme, die des Kaisers von Oesterreich Heer bilden und die zufällig alle hier jetzt in Schleswig-Holstein vertreten sind, noch weiter heißen mögen, sie alle, alle werden das Andenken dieser deutschen barmherzigen Schwestern der protestantischen wie

katholischen Genossenschaften in dankbarem Herzen mit in ihre ferne Heimath tragen.

Aber nicht allein Männer und Jungfrauen aus den verschiedenen Gauen Deutschlands, welche, von wahrer Frömmigkeit getrieben, die Pflege ihrer leidenden Mitmenschen zum alleinigen Beruf ihres Lebens machten, widmen sich jetzt in diesen Hospitälern dem Wärterdienst, sondern auch aus Schleswig-Holstein selbst eilten viele edle weibliche Wesen aus den verschiedensten Ständen, denen sonst andere Pflichten obliegen, herbei, um in dieser außerordentlichen Zeit der Noth gleiche Dienste zu verrichten. Der tüchtige schleswig-holsteinische Volksstamm hat gar manche schätzenswerthe Eigenschaften aufzuweisen, aber mit sein höchster Schmuck sind die vielen edlen Frauen und Jungfrauen, die aus ihm entsprießen. Vergönnten nun in diesem Feldzuge verschiedene ungünstige politische Verhältnisse es den schleswig-holsteinischen Männern nicht selbst für des heißgeliebten Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, wie sie dies in den drei Feldzügen von 1848—50 mit so rühmlichem Eifer gethan hatten, und wie es auch diesmal wieder ihr heißester Wunsch gewesen wäre, so wollten wenigstens ihre Töchter und Frauen es versuchen, die Leiden der fremden Krieger, die jetzt ihr Blut für Schleswig-Holstein vergossen hatten, so viel an ihnen lag, möglichst zu lindern. So bildeten sich denn gleich anfänglich beim Beginn des Krieges in den bedeutendsten Städten des Landes eigene Frauenvereine zur Pflege der verwundeten und kranken

Soldaten der alliirten Heere. Als nun gleich anfänglich die Preußen bei Missunde und die Oesterreicher vor dem Dannewirke und bei Oeversee mit solchem Eifer vorgingen, daß sie viele Verwundete hatten, und die Hospitäler noch nicht gleich in so musterhafter Ordnung sein konnten, wie später der Fall war, da leisteten diese Frauenvereine, besonders in Kiel, Altona, Eckernförde und vor Allem in Schleswig selbst, ganz außerordentliche Dienste. Gar manche ihrer Mitglieder eilten sogleich in die schnell eingerichteten Lazarethe und verrichteten dort mit der größten Selbstaufopferung Tag und Nacht die beschwerlichen Wärterdienste. Wie mancher Soldat ist von den zarten Händen einer solchen Schleswig-Holsteinerin aus den höheren Ständen verbunden worden, und wie vielen Sterbenden halfen sie die letzten Stunden dieses Erdenlebens erleichtern. Wie schon in den Jahren 1848—50 glänzt unter diesen Frauen des Landes, die so viel Gutes leisteten, auch diesmal wieder der edle Name der Frau Mathilde Arnemann aus Altona besonders rühmlich hervor. Schon in den ersten drei schleswig-holsteinischen Kriegen nahm sich diese auch geistig hochbegabte Frau der armen Kranken und Verwundeten mit einem besonderen Eifer an und viele verdankten ihrer Hülfe wesentlich Leben und Gesundheit. Und als nun nach dem letzten unglücklichen Ausgang des Krieges von 1850 die dänische Tyrannei schonungslos in Schleswig-Holstein wüthete, da war ihre Hauptsorge wesentlich dem Loose der armen Inva-

liden gewidmet, die oft in den ärmlichsten Verhältnissen durch das ganze Land zerstreut lebten. In dieser Hinsicht hat sie in den vierzehn schweren Jahren von 1850 bis 1864 ungemein viel geleistet. So wie aber im Frühling dieses Jahres die Morgenröthe einer besseren Zukunft endlich wieder für das schwergeprüfte Land zu tagen begann, so war Frau Mathilde Arnemann wieder mit die erste Frau, welche sich der Krankenpflege in den Hospitälern von Schleswig widmete, und darin ganz außerordentliche Dienste leistete. Der Kaiser von Oesterreich fand sich bewogen ihr für diese Hülfe, welche sie seinen braven Soldaten gebracht, durch ein besonderes Danksagungsschreiben, begleitet von einem kostbaren Armbande, zu danken; höher aber als aller irdische Schmuck dies vermag, werden alle diese edlen Frauen durch das eigene Gefühl in ihrer Brust über das, was sie gethan haben, ihren gerechten Lohn finden.

Doch nicht allein geistliche wie weltliche Wärter und Wärterinnen strömten jetzt aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands in die schleswig-holsteinischen Hospitäler, sondern auch die Meister und Schüler Aeskulaps kommen in Menge dorthin geeilt, um theils durch ihre reiche Erfahrung zu helfen, oder auch ihre Kenntnisse bei der Behandlung der verschiedenen hier nur zu zahlreich vorkommenden Verwundungen zu bereichern. Mit die größten Autoritäten Deutschlands im Fach der Chirurgie, wie Langenbeck aus Berlin, dessen Dienste sonst von den reichsten Russen und Engländern mit Gold

aufgewogen werden, Chelius aus Heidelberg, Esmarch aus Kiel und noch andere mehr behandelten in diesen Feldlazarethen die schwer verwundeten Soldaten ohne Unterschied jeden Ranges. Auch die preußischen und österreichischen Militärärzte, obgleich die Zahl Letzterer anfänglich etwas zu gering war, erfüllten ihre schweren Pflichten auf das Rühmlichste.

Und wie ward allen diesen Aerzten und Pflegern ihr Amt jetzt durch die reiche Fülle von Gaben, die aus ganz Deutschland floßen um den verwundeten Soldaten ihr Schmerzenslager in den Lazarethen zu mildern, erleichtert. Wahrlich diese allgemeine Theilnahme in den verschiedensten oft sonst in den Wünschen, Ansichten und Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner ziemlich von einander verschiedenen Gauen unseres großen gemeinsamen Vaterlandes, ist in doppelter Hinsicht ungemein erfreulich. Es zeigte sich dadurch einerseits, welche Fortschritte die Humanität und das Mitgefühl für die Leiden unserer Mitmenschen sich immer mehr in allen Kreisen des Volkes verbreiten, andererseits aber, welche Theilnahme dieser jetzige schleswig-holsteinische Krieg in ganz Deutschland findet.

Diese Menge der hier zusammenkommenden Gaben anzusehen war wirklich ganz interessant. Zu hohen Haufen waren die Ballen mit Charpie, Verbandstücken aller Art, gebrauchter Leinwand, dann von Hemden, Strümpfen und allen derartigen Bekleidungsstücken hier aufgeschichtet. Aus wie gar verschiedenen Quellen waren

diese Sachen hier zusammengeströmt. Hier diesen Ballen Charpie aus sehr feiner Leinwand hatte eine vornehme Fürstin mit ihren Töchtern aus einem böhmischen Fürstenschloß gesandt, während daneben ein Paket aus sehr grobem aber brauchbarem Faden lag, welches von einem Schulzen unter den Bauerfrauen eines pommer'schen Dorfes zusammengebracht war. Dies Dutzend feiner, fast zu feiner Hemden hatte eine reiche Bankiersfrau in Berlin geschenkt, das grobe, zwar schon etwas geflickte aber sehr reinlich und ordentlich aussehende, hingegen war die Gabe eines armen Dienstmädchens vom linksrheinischen Gebirge des Hundsrückens. Mochte es vielleicht doch das beste Stück in dem ganzen geringen Wäschevorrath der Geberin gewesen sein. Und nun die Zahl der Lebensmittel und Erquickungen aller Art. Hier diese Fässer mit Rheinwein, diese Flaschenkörbe mit den langhalsigen Flaschen, auf deren Etikette die bedeutungsvollen Worte Rüdesheim, Asmannshausen, Deidesheim und anderer hochberühmter Weinorte, bei deren Nennung den wahren Weintrinkern allein schon das Gesicht sich verklärt, prangten, waren von Weinhändlern aus Mainz, Köln und der bairischen Rheinpfalz gespendet, das Faß mit echtem Culmbacher Bier, dieser köstlichen Spende des Königs Gambrinus, hatte ein Brauereibesitzer aus Culmbach gesandt, zwei große Orhöfte mit rothem Ofener Wein waren die Gaben eines Vereines in Pesth, während diese riesigen Schinken aus Westphalen, diese langen Reihen von Mettwürsten aus Braunschweig und

diese Dutzende von Krucken mit den feinsten eingemachten Früchten aus irgend einer fürstlichen Hofküche stammten. Gar mancher verwundete Soldat erhielt jetzt so edle Weine oder so kostbare Speisen, wie er solche früher kaum dem Namen nach gekannt hatte. Zahllos fast waren auch die Pakete und Kisten mit Taback und Cigarren, welche hier zusammenströmten. Alle Sorten dieses Krautes, dessen Dampf den Menschen schon so viele Sorgen verscheuchen half, waren hier vertreten. Die Stinkadores und Canailleros und Rauchdusies und wie der Volkswitz alle diese verschiedenen Sorten aus den Viesradener Tabacksblättern noch weiter getauft haben mag, lagerten friedlich neben den nicht bloß angeblich, sondern auch wirklich importirten vornehmen Habaneros, von denen ein reicher Hamburger Importeur zur Vertheilung an die verwundeten Officiere einige tausend Stück geschenkt hatte. Hätten doch alle die vielen edlen Spender und Spenderinnen dieser reichen Geschenke es selbst sehen können, welchen Nutzen ihre Gaben gebracht und wie groß die Freude war, die sie dadurch Hunderten von verwundeten Soldaten bereitet hatten. Wie manche Flasche Wein wird unnützer, ja selbst schädlicher Weise getrunken, schmeckt oft dem übersättigten Trinker kaum noch und hilft nur seinen Rausch noch steigern und am anderen Morgen den unangenehmen Katzenjammer vermehren. Und nun sei man ein Augenzeuge mit welch' unbeschreiblichem Wohlbehagen der arme, geschwächte Verwundete, der vielleicht Wochen lang vom

zehrenden Fieber gequält wurde, bei seiner Wiedergenesung das erste Glas guten Wein, welches ihm der Arzt gestattete, ausschlürft. Sein mattes, tief in den Höhlen liegendes Auge belebt sich, die bleiche Wange wird leicht geröthet, das wonnige Gefühl der Stärkung und Erquickung durchströmt seine geschwächten Glieder und innig dankt er dem unbekannten Geber, der ihm diese Labung verschaffte. Und fast ein Gleiches ist es bei dem Genusse kräftiger Speisen, kühlender Fruchtsäfte, den brennenden Durst, der alle Verwundeten so sehr plagt, lindernden Limonaden, Sodawasser u. s. w. Auch eine Cigarre, die im Hause etwa nur das Zimmer der Gattin mit ihrem unangenehmen Tabacksrauch anfüllt und zu kleinen Scenen des häuslichen Unfriedens Anlaß geben kann, oder mit welcher man in der Eisenbahn oder in einem öffentlichen Garten vielleicht seinen Nachbar belästigt, kann einem Reconvalescenten im Lazareth, der zuerst mühsam am Stocke umherschleichend seinen ersten schwachen Versuch des Ausgehens wagt, oft einen ungemein großen Genuß bereiten. Ebenso trägt die viele Wäsche, die dem Kranken ein häufiges Wechseln gestattet, der reichliche Vorrath von Charpie oder Bandagen, der es den Aerzten erlaubt nicht damit zu kargen, sehr viel zur Annehmlichkeit und schnelleren Wiedergenesung der Verwundeten mit bei. Welchen unnützen Ueberfluß hat oft jeder wohlhabende Hausstand an allen diesen Dingen und wie können unsere Damen ihre Zeit ungleich besser verwerthen, wenn sie Gittercharpie zupfen

oder Bandagen nähen, als wenn sie ihr Geld und die gesunde Sehkraft ihrer Augen bei der Anfertigung gänzlich nutzloser Stickereien und ähnlicher Modearbeiten verschwenden, durch welche sie Niemanden auch nur das allermindeste Vergnügen bereiten. Freuen würden wir uns sehr, wenn vielleicht hie und da ein Leser oder eine Leserin dieser Zeilen dadurch mit veranlaßt würde derartige Gaben an die Militärlazarethe in Schleswig-Holstein zu senden.

Wir wollen es nun versuchen, die verschiedenen Anblicke, welche ein längerer und häufiger Besuch dieser Anstalten auf dem jetzigen Kriegsschauplatz gewähren kann, hier zu schildern.

Die Luft in den Räumen eines überfüllten Feldlazarethes wird auch bei der größten Reinlichkeit und unausgesetztesten Sorgfalt niemals ohne den eigenthümlich charakteristischen Geruch und die beengende Schwüle sein, an welche man sich erst gewöhnen muß, um darin ohne allzugroße Beschwerde existiren zu können. Eine lange Reihe einfacher Holzbettstellen mit groben Matratzen und grauen Wollendecken, alles sehr reinlich gehalten, steht in verschiedenen Gemächern, welche früher zu anderen Zwecken bestimmt waren. Gleich beim Eintritt fesselt das Lager eines schwerverwundeten Soldaten unsere Aufmerksamkeit. Es ist ein junger, hübscher Jäger aus der grünen Steyermark, ein ächter Sohn der Hochalpen, dessen niefehlende Büchse daheim oft der Gemse auf steiler Felsenhöhe oder den Adler hoch in

den Lüften die sichere Kugel zusandte, bis er hier auf seines Kaisers Befehl zur kräftigen Abwehr des dänischen Uebermuthes muthig kämpfte. Hiebei holte er sich auch seine Todeswunde, welche ihn jetzt wohl bald aus diesem Erdenleben hinwegführen wird. Schon sind seine Gesichtszüge erschlafft, sein Auge nimmt den gläsernen Ausdruck des Sterbenden an, und nur mühsam vermag er mit der wunden Brust noch zu athmen. An seinem Bette kniet, leise betend, eine Diakonissin aus Berlin, die Tochter eines vornehmen brandenburgischen Grafengeschlechtes. Zwar gehört der Sterbende einer anderen Confession an, allein man erkennt deutlich, wie wohlthuend diese Anwesenheit des frommen Mädchens ihn berührt, und wie seine Lippen das Gebet, welches sie in sein Ohr flüstert, nachzusprechen versuchen. Das kleine Kreuz, welches sie alsdann zum Kuß an seinen bleichen Mund hält, wird noch von dem letzten Hauch seines scheidenden Lebens berührt — dann ist er eine Leiche.

Unfern davon liegt ein alter bärtiger Husar, so ein ächter Sohn der ungarischen Pusta. Die breite rothe Narbe über dem Schädel holte er sich in den ungarischen Revolutionskämpfen von 1848—49, wo er als tapferer Husar unter Klapkas kühner Führung für Ungarns stolze Selbstständigkeit focht, jene böse Fußwunde aber jetzt auf der jütländischen Haide, wohin in sein „Kirally Ferenz-Joska“ (König Franz Joseph) sandte, von dem kräftigen Hiebe eines dänischen Dragoners. Mit zarter,

wohlgeübter Hand legt so eben eine andere Diakonissin, ein noch blühendes, junges Mädchen mit schönen klaren Augen und reichem blondem Haar, frische Charpie auf die eiternde Fußwunde des magyarischen Reiters. Wie rührend dankbar blickt das Auge des alten Kämpfers auf seine holde junge Pflegerin und wie sucht er in seinem geringen Vorrath der deutschen Wörter vergebens nach passenden Ausdrücken, um ihr seinen Dank auszusprechen. „Sein Preußen verfluchtiges Volk, aber haben sehr viel gute Mädchen, viel besser noch als bei uns im Ungarland, oder bei den Welschen, wo Frauenzimmer nixs taugt,“ radebrecht er endlich, so komisch, daß unwillkürlich ein leises Lächeln über die feinen, jetzt von fast beständigem Nachtwachen am Krankenlager und der schlechten Hospitalsluft bleichen Züge seiner Pflegerin fliegt.

In einem anderen Bette liegt ein junger Soldat eines brandenburgischen Regiments, ein geborener Berliner, der mit allen den vielen guten, aber auch wieder gar manchen gerade nicht sonderlich liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Angehörigen der preußischen Hauptstadt so oft charakterisirt, ausgestattet ist. Eine sehr schmerzhafte Armwunde, die er, auf das muthigste gegen drei dänische Soldaten kämpfend, empfing, hat ihn jetzt in dies Lazareth geführt. Auf dem Straßenpflaster Berlins aufgewachsen, von dem frivol-spottlustigen Geiste, der dort so sehr wuchert, angesteckt, und durch die ekelhaften Schmutzblätter, welche die Lectüre eines leider

nur zu großen Theiles der niederen Berliner Bevölkerung bilden, noch mehr verdorben, kam der Verwundete zwar als ein muthiger Soldat, aber als ein in moralischer Hinsicht sonst sehr verwahrloster Mensch in dies Lazareth. Die frommen Ermahnungen und mehr noch als alle ihre Worte, die wahrhaft erhebenden Thaten der Diakonissinnen und Feldgeistlichen, von denen er hier ein täglicher Augenzeuge war, wirkten ungemein wohlthätig auf sein ganzes Innere. Er fing an, sich seiner früheren frivolen Grundsätze zu schämen, sah ein, daß diese beständige Sucht, alles boshaft zu kritisiren und zu bespötteln, der er früher gehuldigt hatte, nur dazu beitragen könne, ihn selbst unangenehm zu machen und daß es doch ein höheres und edleres Ziel in diesem Leben gebe, als er dies jemals geglaubt hatte. Nicht allein körperlich wieder genesen, sondern auch moralisch sehr gebessert, wird dieser junge Berliner Soldat das Lazareth wieder verlassen und vielleicht in späteren Jahren als längst verheiratheter Mann noch die Stunde segnen, in der er seine Armwunde empfing und dadurch seine frommen Pflegerinnen und Pfleger in dem Feldlazareth zu Flensburg kennen lernte.

Ein ungemein wohllautendes, gut eingeübtes Quartett in italienischer Zunge tönt aus dem kleinen Hausgärtlein, welches sich hinter diesem Lazarethe befindet, hervor. Vier junge Venetianer, die als Soldaten in dem italienischen Infanterieregiment des Kaisers von Oesterreich, welches sich jetzt in Schleswig-Holstein be-

findet, dienen, und die schon als Reconvalescenten hier im Lazarethe sind, haben sich an einem besonders sonnigen und vor dem rauhen Ostwinde möglichst geschützten Plätzchen zusammengesetzt. Die Lieder, welche sie als Gondoliere vielleicht auf dem Canale grande in la bella Venezia erlernten, singen sie jetzt an den äußersten Gestaden der Ostsee und eine tiefe Sehnsucht nach ihrer schönen Heimath klingt mitunter aus ihren Liedern. Doch die angeborene Munterkeit der Italiener verläugnet sich auch jetzt nicht lange. Sie beginnen bald lustige Lieder zu singen, komische Zwiegespräche aufzuführen und ein helles Lachen, ein munteres Spaßen wird immer häufiger aus ihrem Kreise hörbar. Und wie blitzen dabei die dunklen, lebendigen Augen in ihren braunen Gesichtern; wie glänzen die weißen Perlenzähne unter den rothen Lippen, die von einem starken schwarzen Schnurrbart bedeckt sind, hervor. Unter den vielen tausenden Soldaten der verschiedensten Stämme, die jetzt in Schleswig-Holstein versammelt sind, zeichnen sich im Allgemeinen die Italiener durch ihre körperliche Schönheit und Gewandtheit sehr vortheilhaft aus. Welchen Gegensatz dagegen bildet die Gruppe der breiten, gedrungenen Pommern von einem preußischen Infanterieregiment, welche sich ebenfalls in diesem Garten auf einer Bank zusammengesetzt haben. Plump und eckig sind ihre Körper wie Gesichter, langsam ihre Bewegungen und nur selten kommt aus ihrem großen Munde ein Wort hervor. Aber trotzdem liegt eine ungemein

nachhaltige, zähe Kraft und eine sichere Ruhe in diesen Pommern und sollten die hübschen, gewandten Venetianer sich einst mit ihnen in einem Gefecht mit den Kolben, wo es ein herzhaftes Dreinschlagen gilt, einlassen, so möchten sie gar leicht ein übles Ende nehmen. Die Kolbenschläge der pommerschen Soldaten haben sich schon in den unsterblichen Feldzügen Friedrich des Großen, dessen beste Regimenter sie bildeten, wie auch in dem Freiheitskriege von 1813—15 bei Feind und Freund einen sehr geachteten Ruf erworben.

Mit sanfter Stimme ruft ein junges Mädchen aus Schleswig-Holstein, welche freiwillig bei der Krankenpflege in diesem Lazarethe hilft, die italienischen Reconvalescenten zu ihrer Mahlzeit. Mit welchem Ausdruck der Dankbarkeit umringen diese leichtblütigen Söhne des Südens ihre edle Pflegerin aus dem deutschen Norden. Wahrlich, eine Prinzessin kann von ihrem Hofstaate nicht mit größerer Ehrerbietung behandelt werden, als jetzt diese Venetianer der holsteinischen Bürgertochter bezeigen. Und wenn sie dereinst wieder in die Heimath zurückgekehrt, ihren schwarzaugigen Geliebten oder Frauen auf der Piazetta von Venetia von dem fernen Lande, in dem sie einst für ihnen gänzlich unbekannte Zwecke haben kämpfen müssen, erzählen, wie werden sie dann das Bild der „bella tedescha“ mit den sanften blauen Augen und dem langen blonden Haar, welche sie so aufopfernd gepflegt hatte, in den wärmsten Worten der Dankbarkeit schildern und gar aufmerksame Zuhörerinnen dabei finden.

So wechseln die traurigen wie heiteren Bilder in der buntesten Reihenfolge, fast unaufhörlich sowohl im eigentlichen Kriegsleben vor den Düppeler Schanzen, wie auch in den Lazarethen unfern des eigentlichen Kriegsschauplatzes. Einen würdigen Schluß fand dieser bisherige Kampf jetzt durch die heldenmüthige Erstürmung der Düppeler Schanzen von Seiten der todesmuthigen preußischen Krieger, die unbedingt die glänzendste Waffenthat bildet, welche die deutsche Geschichte der letzten 50 Jahre aufzuweisen hat; möge nun auch das Ende dieses ganzen Krieges ein gleich ruhmvolles sein.

Schleswig-Holstein völlig und auf immer getrennt von jeglicher Verbindung mit Dänemark und eng vereinigt mit Deutschland, welch' schönes hohes Ziel ist dies und welchen gerechten Anspruch auf den Dank aller Deutschen haben die Soldaten, die zu dessen Erreichung ihr Blut vergoßen.

Interessante Reise= und Bad=Bibliothek.

Unterwegs und Daheim.

I. Serie. 12 Bände, à Band 10 Ngr. = 36 kr. rhein.

Dies neue Unternehmen, wovon dieses Bändchen einen Theil bildet, kann mit Recht als die interessanteste Reisebibliothek gelten, denn es bietet in eleganter Ausstattung zu billigem Preise dem Publikum nur Originalwerke anerkannt tüchtiger deutscher Autoren.

Jedes Bändchen bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze und ist zu obigem billigen Preise einzeln in allen Buchhandlungen und an den Bahnhöfen zu haben.

Theils sind bereits erschienen theils im Erscheinen begriffen

I. Band.
Deutsch und Dänisch.
Novellen
von Julius Gundling.
Inhalt:
Die Schlacht bei Schleswig.
Von Solferino bis Oversee.

II. Band.
Im Fluge.
Süddeutsche Wanderungen
von Lucian Herbert.

III. Band.
Windstillen und Sturmböen.
von Heinrich Smidt.

IV. Band.
Der Jesuit.
Roman
von Julius Gundling.

V. Band.
Kriegs- und Lagerbilder
aus dem
jetzigen Schleswig-Holstein'schen Kriege
von Julius v. Wickede.

VI. Band.
Silhouetten.
Novellen von Moriz Horn.

VII. Band.
Vor Leipzig und in Jütland
oder:
Vor und nach 50 Jahren.
Roman von Franz Lubojatzky.

VIII. Band.
Des Seemann's Landgang.
Novellen von Heinrich Smidt

IX. Band.

Im Strome der Gegenwart.

Novelle

von

Ernst Frize.

X. Band.

Der Verschwundene.

Roman

von

A. E. Hahn.

Aus dem Tagebuch eines französischen Officiers in Mexico.

Bearbeitet

von **Julius von Wickede.**

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wickede, Julius <<von>>,

Kriegs- und Lagerbilder aus dem jetzigen schleswig-holsteinschen Kriege

Leipzig u.a. 1864

P.o.germ. 1978 i-1,5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128115-1